
Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Mustapha's Teppich" von Vinko Zorič. (S. 99)
Originalzeichnung von G. Schöbel.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1895.
Siebenter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Welche von Beiden? Roman von Balduin Möllhausen (Fortsetzung) 7

Mustapha's Teppich. Erzählung aus Bosnien. Von Vinko Zorič 76

Mit Illustrationen von G. Schöbel.

Eine Jugendsünde. Novelle von Carl Ed. Klopfer . 101

Deutschland an der Sklavenküste. Bilder aus dem Togogebiet. Von W. Kersten 171

Mit 11 Illustrationen.

Ein weiblicher Dragoner. Biographische Skizze von Ernst Montanus 191

Ein Spaziergang durch London. Reiseskizze von J. G. Weiß 204

Mit 10 Illustrationen.

Moderne Glasmalerei. Kunstgewerbliche Plauderei von Ulr. Myers 224

Mit 10 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Eine sonderbare Parade 237

Peter der Große ꝛc. 238

Seite
Das Weinen der Thiere 238
General Seidlitz 239
Ein Kolossalkreuz 239
Kurzer Prozeß 240
Sonderbare Lückenbüßer 240
Aufklärung 240

Welche von Beiden?

Roman

von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Vierzehntes Kapitel.

Die Brise war vollständig eingeschlummert. Wie um sich zur Nachtruhe einzurichten, ebnete der Huron seine leicht gekräuselte Oberfläche. Feierliche Ruhe schwebte über den Wipfeln des Waldes. Rosiger Duft, die letzte Erinnerung an die zur Rüste gegangene Sonne, hing in der Atmosphäre und erhöhte den Eindruck des Träumerischen. Am Horizont zog einer der dortigen Riesendampfer vorüber. Hinter sich schleppte er anscheinend eine träge zum Himmel steigende schwarze Rauchwolke. Langsam ruderten die indianischen Fischer in ihren Rindenkanoes landwärts. Sonst war weit und breit kein Leben sichtbar. Entzückt ließ Edward die Blicke in die Ferne schweifen; doch wohin er sich wenden mochte: immer wieder verkörperten sich in seiner Phantasie zwei märchenhafte Schwestergestalten. Schwarzes Gelock umwogte die schönen Häupter. Grüßend suchten ihn tiefe dunkle Augen.

Blackwell's kurze Thonpfeife qualmte, wie um es den

beiden Schornsteinen des Dampfers zuvor zu thun. Sein Gesicht hatte unter dem Einfluß großen Behagens, nach dem Muster des Sees, ein Drittel seiner Runzeln und Fältchen geglättet. Forschend betrachtete er seinen Gast, der plötzlich schweigsam geworden war. Endlich stieß er mit dem eigenen Grogglas an das Edward's und hob an:

„Kapitän, wenn eine Ankerwinde knarrt, wird sie geölt. Umgekehrt ist's mit 'nem gesunden Christen, der durch 'nen festen Trunk zum Knarren gebracht wird.“ Sie tranken, worauf Blackwell, das eine Auge zukneifend und mit dem anderen listig blinzelnd fortfuhr: „Sie sind ein Gentleman erster Klasse, dem wohl zuzutrauen, daß der Anblick eines ordentlichen Gewässers, mag es immerhin nicht viel mehr als ein Entenpfuhl sein, ihn zum Nachdenken treibt. Aber ich müßte mich irren, wie nur je ein grüner Deckjunge, der statt des Tabakknotens ein Stück Pech zwischen die Zähne schob, hätte 'ne feine Aussicht allein Sie hierher gebracht.“

Freundlich kehrte Edward sich ihm zu und versetzte bereitwillig: „Sie irren in der That nicht. Hielt ich aber noch mit meinem Anliegen zurück, so geschah es, weil ich nicht recht einig mit mir, wo anzufangen.“

„Recht so, Kapitän. Ein gutes Garn will bedachtsam abgewickelt werden, wie die Loggleine vom Haspel, oder das richtige Verständniß geht über Bord. Also herunter von Ihrem Gewissen mit der Angelegenheit, und gleichviel, um was es sich handelt: ich bin der Mann, Ihnen Rede zu stehen.“

„Wohlan denn,“ begann Edward, indem er einen vergilbten Brief aus seiner Brieftasche nahm und vor sich auf dem Tisch ausbreitete, „im Begriff, Dinge zu Ihrer Kenntniß zu bringen, die nicht für Jedermanns Ohren sind, schicke ich die Erklärung voraus, wie ich hierher gelangte und worauf mein offenes Vertrauen zu Ihnen sich begründet.

Hier ist ein Brief, der vor etwa vierzehn Jahren geschrieben wurde. Was er enthält, ist offenbar mit Bedacht in unbestimmter Form gehalten, so daß es für jeden Uneingeweihten unverständlich bleibt. Klar ausgedrückt ist nur Folgendes.“ Und lesend fuhr er fort: „‚Sollte Jemand sterben, so ist es von unberechenbarer Wichtigkeit für mich, aber auch für Sie, es sobald wie möglich zu erfahren. Ein gewisser Blount, dem ich zu einer Farm verhalf, wäre wohl am geeignetsten gewesen, die Weiterbeförderung eines Briefes an meine Adresse zu vermitteln; allein da er weder des Lesens noch des Schreibens kundig, mußte ich meine Zuflucht zu seinem Nachbar nehmen. Dieser heißt Blackwell, ist Leuchtthurmwächter an der Mündung der Saginawbai im Staate Michigan. Wohin ich mich wende, weiß ich noch nicht, werde aber Blackwell zu seiner Zeit darüber unterrichten.‘ Unterschrift fehlt,“ fügte er hinzu, indem er das Schreiben in die Brieftasche zurückschob, „ist vorläufig auch nicht von Belang. In erster Reihe würde es sich darum handeln, ob Sie sich des Verkehrs mit jenem Unbekannten entsinnen.“

„Dunkel, Kapitän; aber was mir noch erinnerlich, das sollen Sie erfahren. Eines Tages erschien also ein Herr hier, der händigte mir fünfhundert Dollars gegen Quittung ein, die sollte ich dem Blount, sobald er hier zugezogen, übergeben und dafür einen Empfangsschein zurückfordern. Wenn ich recht verstand, hatte er das Farmland im Auftrage Blount's angekauft, da sollte das übrige Geld zur ersten Einrichtung eines Gehöftes dienen. Pünktlich erfüllte ich seinen Wunsch, und das war das erste und letzte Mal, daß ich mit Blount in Geschäftsverkehr trat.“

„Sie fanden aber Gelegenheit, den angekündigten Briefwechsel zu vermitteln?“ fragte Edward gespannt.

„Kein einziges Mal, Kapitän. Ich empfing weder Briefe an den Herrn, noch setzte dieser mich davon

in Kenntniß, wohin ich solche Briefe zu schicken gehabt hätte."

„Aber seinen Namen erfuhren Sie?"

„Natürlich, Kapitän, wie hätte ich sonst die ihm nachzusendenden Schriften herauserkennen sollen? Der Sicherheit halber schrieb er ihn auf. Der Zettel muß noch da sein. Vaughan nannte er sich."

„Vaughan, Vaughan," wiederholte Edward bestürzt. Dann lehnte er sich, wie erschöpft, zurück, „unglaublich — und dennoch —"

„Und dennoch Vaughan," bestätigte Blackwell verwundert.

Schweigend starrte Edward vor sich nieder. Seine Gedanken schweiften in die Vergangenheit. Die Erlebnisse am Red River sich vergegenwärtigend, schwanden seine letzten Bedenken. Ueberwältigend stürmte das Bewußtsein auf ihn ein, daß es damals nur eines Wortes, einer Andeutung bedurft hätte, um weiteren Erklärungen Bahn zu brechen und demnächst Gewißheit über Ringlet's Persönlichkeit zu erlangen. Er war so verstört, so fassungslos, daß er den ehrlichen alten Gastfreund vergessen zu haben schien, bis dieser endlich in die Worte ausbrach:

„Ich rechne, der Name kam Ihnen, wie 'n Gewittersturm in den Passaten."

„Ueberraschend, doppelt überraschend, weil ich jetzt weiß, daß er jenem Herrn nicht gebührte. Aber Anderes ist es noch, was mich in diesem Augenblick bewegt: meine liebliche junge Führerin — es kann kein Zweifel darüber walten — ist dasselbe Mädchen, dem meine Reise hierher galt."

Erstaunt sah Blackwell auf den Kapitän. Seine Runzeln vervielfachten sich, und die brennende Pfeife seitwärts in der Schwebe haltend, bemerkte er nachdenklich: „Sie meinen unsere Feu follet, die Tochter meines Nachbarn Blount?"

„Harriet Blount, wie sie bisher unberechtigter Weise genannt wurde, die aber grade so wenig Blount's Tochter, wie die Ihre, guter Freund," versetzte Edward. Er zögerte, bis er den Eindruck beobachtet hatte, den diese zuversichtlich ertheilte Kunde auf den Alten ausübte, und knüpfte wieder an: „Ich hoffe, mit meiner Offenbarung bei Ihnen keinem Unglauben zu begegnen; und mehr noch: daß Sie mir behilflich sind, das Geheimniß aufzuklären, welches sich um das liebe Kind webt."

„Keinem Unglauben, wenn die Nachricht aus dem Munde eines Gentleman von Ihrer Sorte kommt," bestätigte Blackwell. Er grübelte ein Weilchen angestrengt, um plötzlich sichtbar erleichtert fortzufahren: „Bei Gott, Kapitän, es ging mir schon von jeher im Kopf herum, daß Feu follet zu ihren Eltern passe, wie ein vergoldetes Gallion auf einen niederträchtigen Seelenverkäufer von schmierigem Häringsschooner."

„Das Mädchen selber weiß nichts über sein Herkommen?"

„Nichts. Dagegen will es mir beinah erscheinen, als ob seit einiger Zeit Zweifel in seinem klugen Kopf umgehen."

„Sie sind voraussichtlich in der Lage, Auskunft darüber zu ertheilen, wie, wann und woher das Kind einst hier auftauchte; denn geboren kann es hier unmöglich sein."

„Ich vermag nur zu verrathen, was ich mit meinen eigenen Augen ausmachte. Denn mit dem Blount freundschaftlich zu verkehren und ihn über seine Familienangelegenheiten auszuholen, ist mir natürlich niemals in den Sinn gekommen."

„Wie traurig, wie sehr traurig!"

„Traurig, Kapitän? Verdammt! Sie sind der Erste, der ein mitleidiges Wort für den Schurken hat."

„Meine Worte bezogen sich auf das Mädchen; und sicher ist es tief zu beklagen, daß es dazu ausersehen wurde, in einer derartigen Gesellschaft heranzureifen.“

„Wobei es indessen nicht die geringste Havarie an seinem goldenen Herzchen erlitt, dafür bürge ich mit meiner Seele Seligkeit. Mag sie immerhin wie ein Sankt Elmsfeuer in der ganzen Nachbarschaft umherflackern, so gereichte das noch zu ihrem Glück; denn sie lernte andere rechtschaffene Menschen kennen, nach denen sie sich richtete, und daher einen großen Widerwillen gegen das elterliche Haus und die Rowdiemanieren und gemeine Redeweise ihrer Angehörigen faßte. Sogar 'ne Kleinigkeit Gelehrsamkeit verstaute ich heimlich in ihrem scharfen Kopf, oder sie wäre aufgewachsen wie die lichtscheuen Ratten in einem verpesteten Kielraum.

Also vierzehn oder fünfzehn Jahre mag es her sein, als Blount eines Tages hier auftauchte, um den Besitz seines Grundes und Bodens anzutreten, und sein Geld von mir in Empfang nahm. Nur sein zehn- oder zwölfjähriger Sohn begleitete ihn, nebenbei eine Kraft, der schon damals der Galgen auf dem tückischen Angesicht geschrieben stand. Sechs Wochen später, als Blount mit dem Herstellen eines Obdachs fertig geworden war, folgte seine Frau mit dem zweiten Jungen, einem Bürschchen, das trotz seiner vielleicht fünf Jahre wie 'n junger Hai in die Welt hinauslugte. Zugleich ging die Rede, daß sie ihr Töchterchen, das plötzlich erkrankte, in Kanada zurückgelassen habe. Ich kalkulirte noch, daß einer Mutter schwer werden müsse, sich auf längere Zeit von ihrem obenein kranken Kinde zu trennen; dann vergaß ich die Angelegenheit, die mich überhaupt nicht mehr kümmerte, als die Asche in 'ner ausgebrannten Pfeife. Wiederum gingen einige Wochen dahin, und ich saß auf dieser selbigen Stelle, als drüben, zwei gute Kabellängen vom Strande, ein Passagierdampfer

stoppte, und der war von Mackinaw herunter gekommen. Das erschien mir verwunderlich, zumal er nicht nach Brennholz signalisirte. Ich griff also zum Fernrohr, betrachtete ihn aufmerksam und machte aus, daß ein Boot zu Wasser gelassen wurde. Nachdem vier Mann mit ihren Riemen auf den Ruderbänken Platz genommen hatten, folgten vier andere Menschen nach, nämlich der Vaughan, den ich sofort an seinem schwarzen Bart erkannte, und eine Niggerhexe, der man zwei kleine Kinder zureichte. Von da ab ließ ich das Boot nicht mehr aus den Augen. Es hielt auf die Stelle zu, wo heute Robin's Kutter ankert — Sie sehen ihn von hier aus — und da legte es an. Durch mein Glas beobachtete ich darauf Alles so genau, als wäre ich mitten d'runter gewesen. Zunächst erkannte ich meinen neuen Nachbar, den Blount und seine Frau. Die standen nämlich auf der Brücke. Was sie mit dem Vaughan redeten, mag Gott wissen; viel war es sicher nicht. Denn das Niggerweib reichte ihnen das eine Kind zu, worauf, nach den Bewegungen zu schließen, eine heftige Auseinandersetzung folgte. Die schloß damit ab, daß Vaughan sich in's Mittel legte und die schwarze Hexe das Kind zurücknahm und das andere nach oben gab. Wie das erste, wehrte auch das zweite sich aus Leibeskräften — was mir freilich ungehörig erschien — und hantirte mit Armen und Beinen, wie die Telegraphenflügel auf 'nem Wachtschiff. Ich meinte indessen, daß wohl kein großer Unterschied zwischen den kleinen Dingern gewesen sein müsse, und ein Niggerweib sich ebenso gut irren könne, wie 'ne andere christliche Menschenseele. Daß die Sache jetzt stimmte, ging daraus hervor, daß die Blount das auf ihrem Arm befindliche Kind beschwichtigte und küßte und ihre Noth hatte, mit ihm fertig zu werden. Das Ende wartete das Boot nicht ab. Die Jungens warfen es herum, und dahin fuhr Vaughan mit der schwarzen Hexe und dem anderen Kinde,

ohne sich nur einmal noch nach den Blounts umzusehen. Doch auch die hatten's eilig mit ihrem Kinde und gelangten bald aus Sicht, und als ich einige Wochen später meine Augen auf das kleine Ding legte, da erstaunte ich über seine Schönheit, und daß in einem Galgennest ein so wunderliebliches Singvögelchen ausgebrütet worden, und das war der Anfang meiner großen Freundschaft mit unserer herzensguten Feu follet."

„Also zwei Kinder waren es in der That?" fragte Edward, der den Mittheilungen des Alten mit fieberhafter Spannung gefolgt war.

„Zwei, sage ich Ihnen, Kapitän, und ich hätte ja blind sein müssen, wie 'ne gemalte Stückpforte, um das nicht auszumachen. Ihrer zwei, bei Gott, und von gleichem Alter obenein, oder die farbige Hexe hätte nicht auf jedem Arm eins getragen, als wären es ein paar Bündel Kalfaterhanf gewesen."

„Wenn man nur ausfindig machen könnte, welches von ihnen das von mir gesuchte gewesen," bemerkte Edward wie im Selbstgespräch.

„Ich rechne, das wissen die Blounts selber nicht," meinte Blackwell, „und ist Feu follet wirklich nicht ihre Tochter, so mag im Grunde das eine so viel werth sein, wie das andere."

„Nein, nein, alter Freund. Ein Unglück wäre es, der Mutter eine Tochter zuzuführen, ohne zugleich Sicherheit dafür zu bieten, daß sie ihre leibliche."

„Also zur Mutter soll sie gebracht werden?"

„Das ist meine Aufgabe, an deren Lösung ich das Leben setzen möchte, und von Ihnen erwarte ich, daß Sie mir die Hand dazu bieten, zunächst Ihren Schützling in Sicherheit zu bringen."

„Das geschieht, bei Gott, so weit es in meinen Kräften steht, mag es immerhin ein harter Trick sein."

„Sie glauben, es würde Mühe kosten, die Blounts zum Sprechen zu bewegen?"

„Die?" erwiederte Blackwell spöttisch, und die wachsende Zahl seiner Runzeln verrieth heftige Erregung, „denen ziehen keine drei Schleppdampfer ein Wort über die Zähne, wenn es ihnen nicht in den Kram paßt. Noch weniger würden sie das Mädchen von sich thun, das bis an's Ende als ihr eigenes gelten zu lassen, sie vielleicht sich verpflichteten. Ich möchte heut wenigstens d'rauf schwören, daß es sich so verhält."

„So müßte man die Gerichtsbarkeit anrufen."

„Nein, nein, Kapitän, bei den Blounts richten Sie weder mit Gewalt noch mit Güte etwas aus. Denn die brauchen nur zu ahnen, woher der Wind pfeift, und sie treffen ihre Maßregeln, daß Feu follet uns nicht mehr vor Augen kommt."

„Wenn man es mit List versuchte?"

„Die einzige Möglichkeit, Kapitän, aber auch damit müssen Sie zu Werke gehen, wie mit dem Zünder eines Sprenggeschosses, oder sie wittern Unrath. Denn der Blount und seine Jungens sind von einer Sorte, die aus Niedertracht, Argwohn und Spitzbüberei zusammengeschweißt ist."

Edward versank in Nachdenken. Erst nach einer Pause, die Blackwell dazu benutzte, seinen Kalkstummel frisch zu füllen, begann er wieder:

„So bliebe mir vorläufig kein anderer Ausweg, als den Zweck meines Hierseins zu verheimlichen und den Schein zu erwecken, als ob das seltsame Mädchen die Letzte wäre, an die ich dächte."

„Das ist der Weg, Kapitän," pflichtete Blackwell eifrig bei, „und zu derselben Zeit die Augen offen zu halten und die Ohren zu spitzen wie die Mäuse. Aber wie lange gedenken Sie zu bleiben?"

„So lange, bis Feu follet sich unter meinem Schutz befindet, und dauerte es Monate.“

„Und ich sage Ihnen, was Sie innerhalb zweier Wochen nicht schaffen, leisten Sie überhaupt niemals. Denn ich will des Henkers sein, wenn Sie, nachdem Sie erst bekannter hier herum geworden, noch 'nen einzigen Schritt thun, ohne beobachtet zu werden.“

„Wenn ich Gelegenheit suchte, Feu follet über ihre Lage aufzuklären?“

„Auch das ist nicht rathsam, bevor die richtige Zeit dazu gekommen. Denn die ist pfiffig, wie 'ne Robbe im Wasser, und traut nicht jedem Fremden auf's erste Wort. Dagegen möchte ich selber in guter Stunde ein vernünftiges Garn mit ihr abspinnen, aber auch erst dann, nachdem sie Ihnen gegenüber etwas zutraulich geworden.“

„So lege ich die ganze Angelegenheit in Ihre Hände, verpflichte mich sogar, keinen Schritt zu thun, ohne mich zuvor mit Ihnen verständigt zu haben.“

„Das lasse ich gelten, Kapitän,“ versetzte Blackwell aus vollem Herzen, fügte aber nachdenklich hinzu, indem er einen Blick nach der strahlenden Kuppel hinauf sandte: „mir selber wäre damit freilich nicht gedient, müßte ich meinen getreuen Maat, und das ist das liebe Ding, d'ran geben. Wird mir doch sein, als würde ein Stück von meinem alten Herzen losgerissen. Aber immerhin, um den Preis sollte es mich nicht gereuen, wenn Feu follet endlich in die richtigen Hände geriethe, und in die der eigenen Mutter obenein.“

Edward reichte dem Alten die Hand, die von diesem kräftig geschüttelt wurde.

„Wir sind also einig,“ sprach er, und in seiner Stimme verrieth sich unverkennbare Achtung.

„Einig wie Spanten und Außenhaut, die zusammenhalten, bis es kieloberst nach unten geht,“ hieß es treu-

herzig zurück, „und was wir heut und morgen nicht klar legen, das bringen vielleicht die folgenden Tage.“

Edward gab sich wieder seinen Beobachtungen hin. Vor seinem Geiste schwebte Feu follet, das liebliche Kind mit ihren Eigenthümlichkeiten. Hand in Hand mit ihr ging Ringlet, in ihrer milden überlegenden Ruhe einen holden Gegensatz zu dem seltsam bezaubernden rastlosen Irrlicht bildend. „Welche von Beiden?“ fragte er sich immer wieder zweifelnd, ohne zugleich einen bestimmten Wunsch zu beleben. Er versetzte sich in die Lage Bianka's, wenn er mit den gleich anmuthigen jungen Wesen vor sie hintrat und in ihren Augen die bange Frage las: „Welche von Beiden?“

Seine Blicke ruhten auf einer Stelle im Osten, wo zunehmende Helligkeit das Aufgehen des Mondes verkündete. Noch einige Minuten, und es leuchtete feurig, wo der obere Rand der noch nicht voll abgerundeten Scheibe die Linie des Horizontes durchbrach. Höher und höher stieg sie, bis sie als glühend rother Ball auf dem Wasser zu schwimmen schien. Wie seine, war auch des alten Seefahrers Aufmerksamkeit dem wunderbaren Naturschauspiel zugewendet, das in seiner regelmäßigen Wiederholung ihm immer neu blieb. Und höher und höher stieg der Mond, eine glänzende Lichtbahn erzeugend, die von ihm über den breiten Wasserspiegel unterhalb des Thurmes bis zur Küste reichte. Sein schiefes Gesicht sah, durch die davor lagern-Dünste bedingt, ganz roth aus. Er schien das eine Auge zu schließen und mit dem anderen, gleichsam zielend, der Lichtbahn nachzuschauen. Es war ein zauberischer Abend, doppelt zauberisch bei der den Leuchtthurm umringenden geheimnißvollen Stille. —

Und zwei Paar andere Augen betrachteten zu derselben Zeit von einem höher gelegenen Punkte der Küste aus den nachdenklich zu ihnen herübersehenden Mond.

Es hatte zu dämmern begonnen, als Feu follet von einem Hügelabhange aus ihre Nähe verkündete und Robin durch ein Zeichen darüber verständigte, wo er sie zu suchen habe. Dann war sie hinter dem Buschwerk verschwunden und nach dem äußersten Rande der Küstenhöhe hinüber gewandelt, wo sie, im Rücken durch Bäume und Buschwerk geschützt, auf rasiger Fläche seiner Ankunft sehnsüchtig harrte. Und als er dann endlich aus der verdichteten Dämmerung vor ihr auftauchte, wo blieben da die letzten Spuren des fürchterlichen Zerwürfnisses, welches sich mit ihrem ersten Wiedersehen einte?

An seinem Halse hing sie, sich einnestelnd in seine Arme, ihn herzend und küssend, abwechselnd mit bitteren Vorwürfen für seine Eifersucht überhäufend und ihm wieder die süßesten Kosenamen beilegend, daß ihm kaum Zeit blieb, Besserung zu geloben, so schnell fühlte er den Mund durch zwei warme Lippen geschlossen. Dann aber saßen sie nebeneinander Hand in Hand, und noch manches innige Wort wechselten sie, bevor Robin sie daran erinnerte, daß sie ihm habe Wichtiges mittheilen wollen.

Feu follet wurde plötzlich ernst, und gedämpft sprach sie zu ihm, als ob sie die Zeugenschaft der sie umringenden Sträucher und des sie beschirmenden hundertjährigen Baumwipfels gefürchtet habe. Und die waren doch so verschwiegen, ebenso verschwiegen wie der Mond, der neugierig zuerst mit dem einen Auge, dann mit beiden über den See spähte. Hätte er nur reden, ihnen zu verstehen geben können, was er, indem er seine zitternden Strahlen zwischen Zweigen und Blättern hindurch sandte, außer ihnen noch entdeckte. Sie würden entsetzt gewesen sein, zu erfahren, daß nur wenige Schritte hinter ihnen Toby zwischen Kraut und Gestrüpp sicher verborgen lag und mit angehaltenem Athem auf die zwischen ihnen gewechselten Worte lauschte. Ja, Toby selber mit kochendem Blut und glühendem Haß.

Er hatte kaum gehört, daß Robin's Kutter eingelaufen sei, als er sich auf den Weg begab, um sich zu überzeugen, wie weit die allbekannte Freundschaft zwischen Feu follet und Robin Blair reiche. Und so war er früh genug auf dem Thalrande eingetroffen, um aus sicherem Hinterhalt zu sehen, wie Feu follet, noch athemlos nach der schnellen Wanderung, mit Robin Zeichen wechselte und dann ging. In ihren Spuren aber folgte er, und behutsam, wie eine Katze in ihren Sammetschuhen einherschleichend, gelangte er so dicht heran, daß er ihre Gestalt vor dem sich erhellenden Osten zwischen dem Gestrüpp hindurch deutlich zu unterscheiden vermochte, sogar ihren Athem zu hören glaubte. Doch lange blieb sie ja nicht allein; als Robin aber endlich neben ihr saß und sie dringlich zu ihm sprach, da war es, als ob jedes einzelne zärtliche Wort wie glühendes Eisen in der Brust des tückischen Verräthers gebrannt, wilder Rachedurst seinen Geist umnachtet habe.

„Ja, Robin, sehr Wichtiges," antwortete Feu follet auf seine Frage, „ein Geheimniß so schrecklich groß, daß ich kaum wage, es Dir anzuvertrauen. Denn Du bist eine ungestüme Natur und wirst leicht hitzig; dann aber könnte ich nicht weiter sprechen vor Angst und müßte davon laufen."

Sie schöpfte tief Athem, und weiter hieß es: „Nunmehr weiß ich es ganz gewiß: ich bin nicht die Tochter des bösen Blount, nicht die Schwester Toby's und Simeon's, vor denen ich jetzt in Furcht und Sorgen lebe."

„Das Wort soll Dir gesegnet sein, wenn nicht dennoch ein Irrthum waltet," versetzte Robin erstaunt, jedoch offenbar befriedigt, „wollte es mir doch schon immer erscheinen, als ob Du nicht unter diese Menschen gehörtest. Jetzt weiter, Feu follet; erzähle, wie Du hinter das Geheimniß kamst und was daraus werden soll."

„Ein großer Zufall belehrte mich. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit öffnete ein Fremder mir die Augen —“

„Kapitän Evandale?“ fuhr Robin erbittert auf. „Derselbe hinterlistige Bursche, der sich anmaßte, Dich als Führerin durch den Wald zu benutzen?“

„Fährst Du so fort,“ erklärte Feu follet streng, „so erlebst Du, daß ich von Deiner Seite verschwinde. Denn soll ich mehr sagen, darf ich nicht unterbrochen werden. Der Herr aber, dem ich die kleine Gefälligkeit erwies, wäre der Letzte gewesen, mich auf solche Dinge anzureden. Und was kümmert es ihn, wessen Tochter und Schwester ich bin? Nein, der nicht, sondern ein ganz anderer Mann —“

„Also doch ein Mann.“

„Ja, aber ein Mann, der — wäre ich wirklich wie die Waldblumen, die jedem Schmetterling oder Kolibri erlauben, den besten Honig bei ihnen zu suchen — alt und widerwärtig genug ist, um Dir nicht gefährlich zu werden. Also ein Mann, der von meiner rechten Mutter abgeschickt wurde, mich von hier fort zu nehmen.“

„Wer ist Deine Mutter?“

„Eine schöne, vornehme Dame —“

„Die in den vielen Jahren weder Zeit noch Lust hatte, sich um ihr Kind zu kümmern,“ schaltete Robin ungeduldig ein.

„Du redest unbesonnen; Dich aber über alle Verhältnisse aufzuklären, wäre zu Großes von mir verlangt, und viel weiß ich selber nicht. Ich würde Dich aber mit dem Manne bekannt machen, allein der ist nach kurzem Aufenthalt wieder abgereist, um erst zur geeigneten Stunde zu kommen und mich heimlich abzuholen. Ja, ganz heimlich, weil von den Blounts zu befürchten steht, daß sie dazwischen treten.“

„Du willst in der That mit ihm gehen?“ preßte Robin zwischen den fest aufeinander ruhenden Zähnen hervor.

„Selbstverständlich; oder gönnst Du mir nicht, nachdem ich, so lange ich lebe, nie kennen lernte, was es bedeutet, eine liebe, gütige und schöne Mutter zu besitzen, eine sichere Zufluchtsstätte bei ihr zu finden? Und hier ertrage ich es nicht länger. Wo ich gehe und stehe, ängstige ich mich fast zu Tode. Denn ich bin nicht die Einzige, die um der alten Blounts Geheimniß weiß, sondern auch der Toby, und vor dem konnte es nicht verborgen bleiben, weil er schon ziemlich herangewachsen war, als ich in's Haus schneite, wenn ich auch nicht ahne, wie. Der Toby aber hat es sich in den Kopf gesetzt und grauenhaft beschworen, daß ich seine Frau werden solle, und da kann es Dich nicht wundern, wenn ich die erste Gelegenheit benutze, zu flüchten.“

„Um mich bei Seite zu werfen, wie einen abgetragenen Schuh, und mich zu vergessen,“ wendete Robin, seiner Erregung kaum noch Herr, ingrimmig ein.

„Dich vergessen?“ fragte Feu follet im Vorwurf, „Dich, meinen starken, verwegenen und getreuen Robin? Schon um dies Wort allein verdientest Du, daß ich Dir den Rücken kehrte und in den Wald liefe, da sollte es Dir schwer werden mich aufzufinden. Nein, Robin, Dich vergesse ich nie; und bin ich erst bei meiner Mutter, so ist mein Erstes, sie zu bitten, Dich herbeizurufen. Das verweigert sie mir nicht, wenn ich sage, daß ich ohne Dich nicht leben kann; denn das Unglück ihrer Tochter wird sie sicher nicht wollen.“

„Das lautet Alles gut genug,“ versetzte Robin, noch unter dem vollen Eindruck des Vernommenen, „allein wer bürgt dafür, daß jener Unbekannte kein Verräther, der nur gekommen, um Dich in sein Netz zu locken? Ist Deiner Mutter an Dir gelegen, so erscheint sie selber, um Dich

zu holen, und dann können wir weiter darüber reden. Du wirst also ruhig noch ein Jährchen ausharren, und an dem Onkel Well besitzest Du doch Jemand, der Dir seinen Schutz nicht versagt. Bis dahin ist der Krieg zu Ende, und mir gelingt es dann leichter, in gutes Brod zu kommen und eine Lady aus Dir zu machen. Willst Du dann Deine Mutter kennen lernen, so führe ich Dich selber zu ihr. Du bist noch zu jung; gedulde Dich also —"

„Um unablässig in Todesangst vor dem Toby zu leben," fiel Feu follet klagend ein, „sogar vor den Leuten zu verheimlichen, daß er mich arglistig mit seinen widerwärtigen Anträgen verfolgt?"

„Dem Toby breche ich das Genick, sofern er nicht aufhört, Dich zu belästigen."

„Geschähe ihm damit nach Gebühr, so möchte ich dergleichen doch vermieden wissen. Denn er ist ein tückischer, rachsüchtiger Bösewicht, der ebenso leicht Dir selber Schaden bringen könnte. Daher sage ich: je eher fort aus dieser Gegend, um so besser für uns Alle."

„Und ich mag Dich suchen bis an's Ende der Welt, ohne Dich zu finden," wendete Robin erbittert ein, „und vergessen ist bald Jemand, den man nicht von Zeit zu Zeit wiedersieht."

„So mag es mit Dir sein, Du ungerathener Junge. Ich für meine Person denke anders, gleichviel, wohin ich verschlagen werde. Brauchst mich nicht einmal zu suchen, denn ich rufe Dich oder eile zu Dir."

„Und dennoch wirst Du bleiben. Wenn die Hölle Dir zu heiß gemacht wird, flüchtest Du zum Onkel Well."

„Und ich erkläre Dir, guter Robin, daß wenn ich mich entschlossen habe, die erste Gelegenheit zur Flucht zu meiner Mutter mir nicht entschlüpfen zu lassen, so geschieht es, ohne daß mich irgend Einer daran hindern könnte."

„Zu Deiner vornehmen Mutter, wo elende Laffen

meinen Schatz umschwärmen und ihm so lange süße Dinge vorschwatzen werden, bis er darauf anbeißt, und dann: Farewell, Robin, mit Deinen —"

Feu follet sprang auf.

„Dächte ich halb so gewissenlos von Dir, wie Du von mir, so wäre es jetzt vorbei mit uns. Aber ich halte es Dir zu Gute, um der Liebe willen, die ich zu Dir hege. Und jetzt komm. Begleite mich eine Strecke; da wollen wir noch Dieses und Jenes berathen, auch ob wir uns hier oder beim Onkel Well wiedersehen; dem brauch' ich nur ein Wort zu sagen, und er stellt sich auf unsere Seite."

Robin erhob sich. Der Gedanke, daß Feu follet seinem Gesichtskreise entrückt werden könne, war ihm zu unerträglich, um ihn seine fröhliche Laune leicht zurück gewinnen zu lassen. Wie schlaftrunken duldete er, daß Feu follet ihren Arm um ihn legte und ihn mit fortzog. Es war, als hätte mit dem Geständniß des lieblichen jungen Geschöpfes eine Ahnung drohenden Unheils sich auf sein Gemüth gewälzt.

Sie waren längst aus seiner Hörweite getreten, da lag Toby noch immer, wie mit dem Erdboden verwachsen, auf seiner alten Stelle. Die Arme waren nach vorn ausgestreckt, seine Finger in das Erdreich eingekrallt, als hätten sie den Hals eines Todfeindes umklammert. Das Gesicht hatte er auf den Rasen gepreßt, um das wiederholte unwillkürliche Zähneknirschen nicht zum Verräther an sich werden zu lassen.

Endlich trat er aus dem Dickicht und dahin, wo die beiden jungen Leuten kurz zuvor gesessen hatten. Finster betrachtete er den niedergedrückten Rasen. Dann sah er in den Mond, der still seine Bahn immer höher nach dem Himmel hinauf verfolgte. Sein Gesicht leuchtete förmlich, so fahl war es. Indem er, die Zähne fester aufeinander

legend, den Unterkiefer über den oberen hinausschob, daß die kleinen Augen unterhalb der gesträubten weißlichen Borsten fast verschwanden, erhielt es den unheimlichen Ausdruck eines von Tollwuth befallenen Wolfes. So stand er längere Zeit. Nichts regte sich an ihm. Er schien von dem stillen Gesicht des Mondes ablesen zu wollen, was er zuvor von seinem Versteck aus nur unvollkommen beobachtete, sich jedes Schmeichelwort zu vergegenwärtigen, das verständlich zu seinen Ohren drang. Plötzlich streckte er, wie um ihn zu packen, die Fäuste nach ihm aus, und von wildem Haß entsendet, flüsterten seine breiten Lippen: „Dem Toby breche ich das Genick — Es geschähe ihm nach Gebühr — Er ist ein tückischer, rachsüchtiger Bösewicht" — Heiseres Lachen folgte. Es klang wie von einem Teufel ausgestoßen. Er kehrte sich ab, und in das Gebüsch eindringend, schritt er in der Richtung nach der väterlichen Farm davon. Anstatt dort einzukehren, schlich er um sie herum, und eine halbe Stunde später saß er im Schein des Feuers vor der Hütte, die den Holzschlägern zum Aufenthalt diente. Diese hatten sich bereits auf ihre Heuschütte zurückgezogen. Er selbst empfand keine Neigung zum Ruhen. Das Feuer zeitweise schürend und von dem zur Hand liegenden Holz Scheiter auf die Gluth werfend, starrte er wie geistesabwesend in die Flammen. Infolge der ihm entgegen strömenden Hitze und der furchtbaren Erregung hatte sein Gesicht eine tiefrothe Farbe angenommen. Was hinter demselben arbeitete, hätte sich errathen lassen.

Die Dämonen der Wuth, des Hasses und Rachedurstes hatten Besitz von ihm ergriffen und beherrschten ihn vollständig. Erst folgenden Morgens in der Frühe kehrte er nach der heimathlichen Farm zurück. Sein Gesicht war das eines Erkrankten. Auf sein Befinden schob er es auch seinen Angehörigen gegenüber, daß er die aufgetragenen

Speisen kaum berührte. Trotzdem sprach er ruhig, sogar auf seine Art freundlich zu Jedem, der sich an ihn wendete. Als Feu follet, die ihn fortgesetzt mit heimlicher Scheu beobachtete, endlich ihren Vormittagsgang nach dem Leuchtthurm antrat, fragte er, ob es ihr gefalle, wenn er sie eine Strecke begleite. Es liege ihm schwer in den Gliedern, daß er nicht arbeiten möge, und doch wolle er sich etwas Bewegung verschaffen.

Feu follet, zum Mitleid geneigt, sagte freundlich zu. Peinlich, wie seine Begleitung ihr sein mochte, hoffte sie doch, durch gefälliges Entgegenkommen seinen guten Willen zu erkaufen, und Seite an Seite begaben sie sich auf den Weg. Sie glaubte sogar, von dem kurzen ungestörten Verkehr mit ihm eine günstige Wirkung auf seine Stimmung erwarten zu dürfen. Und der Himmel war ja so blau und die Luft voll Sonnenschein. Es zwitscherten und sangen die Vögel ringsum, als hätten sie den Menschen mit gutem Beispiel vorangehen wollen.

Fünfzehntes Kapitel.

„Ich fühle mich in der That nicht sonderlich," eröffnete Toby das Gespräch, sobald die Farm hinter ihnen lag, „aber es bohrt mehr im Kopf, als in den Gliedern. Zunächst bereue ich, Dir jüngst rauh begegnet zu sein. Und doch konnte ich nicht anders, weil ich fest glaubte, daß Du zu mir gehörtest auf ewige Zeiten, und das ist jetzt vorbei. Schwer, sehr schwer wird es mir, das zu bekennen; aber ich habe mir die Sache überlegt und bin zu der Einsicht gekommen, daß wir Beide doch nicht zu einander passen, Dir ein besseres Loos gebührt, als das einer hart arbeitenden Farmersfrau. Vor Allem jedoch bedrückt mich, daß wir scheiden müssen, um nie wieder einander zu begegnen, was aber vielleicht für mich das Beste ist."

Mit heimlicher Furcht und Unglauben sah Feu follet auf den vierschrötigen Gefährten, der mit gebeugtem Nacken neben ihr einherschritt. Die Augen hatte er vor sich auf den Weg gerichtet. Er schien ihre Blicke nicht ertragen zu können. Zugleich entdeckte sie, daß seine Nasenflügel hin und wieder sich erweiterten und leise zitterten. Diese Merkmale aufrichtiger Trauer zuschreibend, erwiederte sie tröstend:

„Ist die Trennung beschlossen, so werde ich Deiner hinfort als eines Bruders gedenken, dem ich mehr war, als ich um ihn verdiente. Doch das Scheiden ist ja überhaupt noch nicht fest bestimmt, noch weniger die Stunde absehbar, in der ich von dannen ziehe."

„Sie steht nahe bevor," versetzte Toby tief aufathmend, und wiederum zitterte es seltsam um den breiten Mund, „und was noch mehr ist: ich selber will einen großen Beweis meiner treuen Anhänglichkeit an Dich liefern, indem ich die Hand dazu biete, daß Deine Abreise — Flucht sollte ich wohl sagen — ungestört von Statten geht. Das kostet freilich Künste, weil die beiden Alten es nicht früher erfahren dürfen, als bis Du in Sicherheit bist. Wie mir das gegen die Natur geht, brauche ich Dir nicht zu sagen. Die ganze Nacht habe ich gegrübelt und gekämpft, bevor ich mit dem Entschluß fertig war, Dir den letzten brüderlichen Dienst zu erweisen und Denjenigen, der Dich Deiner Mutter zuführen will, in seinem Unternehmen gewissenhaft zu unterstützen."

„Du sprichst, als ob Jemand Dich zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht habe," erwiederte Feu follet vorsichtig.

„Ja, derselbe Mann, der in voriger Woche den Vater aufsuchte und ihn bat, Dich frei zu geben. Windhook heißt er. Woher hätte ich es sonst wissen sollen? Das mag Dir als Beweis dienen, daß keine Falschheit im Spiel ist."

„Aber er verschwand schon folgenden Tages, und bis jetzt sah und hörte man nichts mehr von ihm," wendete Feu follet klopfenden Herzens ein.

„Er hält sich verborgen in der Nachbarschaft, um im letzten Augenblick erst Dir zu Diensten zu sein. Er meinte nämlich, den Landweg einzuschlagen sei gefährlich wegen des Nachsetzens und Einholens. Würdest Du aber zurückgebracht, ließ der Vater Dich Tag und Nacht nicht aus den Fingern. Und so bat er mich, für Geld — das verschmähte ich aber — Dich und ihn nach den Manitouinseln hinüber zu segeln, wo er mit Dir an Bord des ersten nach Chicago oder Detroit bestimmten Dampfers zu gehen gedenke."

„Das ist großmüthig von Dir, Toby. Aber Furcht beschleicht mich bei dem Gedanken, mich in die Gewalt Jemandes zu geben, den ich kaum zweimal sah."

„Ich halte ihn für durchaus rechtschaffen," versetzte Toby, und tiefer neigte er das Haupt, „und wenn ich das sage, der ich Dich nur schweren Herzens in die Fremde ziehen lasse, so kannst Du fest auf seine Gewissenhaftigkeit bauen. Hast Du noch Zweifel, so steht es jederzeit bei Dir, zurückzutreten und mit ihm zu verabreden, wie die Zusammenkunft mit Deiner Mutter vielleicht später zu bewirken."

„Wo und wann werde ich ihn sehen?" fragte Feu follet, noch immer zu Mißtrauen geneigt.

„Heute Abend auf dem Holzplatz. Du begreifst, daß er sich vor den Leuten nicht zeigen darf. Denn nur ein Blick des Vaters auf ihn, und Alles wäre verloren. Der Kutter ist befrachtet, so daß Du und Windhook nur an Bord zu gehen braucht. Wird es Dir aber im letzten Augenblick noch leid, so bin ich der Mann, den Willen meiner guten Schwester als den meinigen gelten zu lassen."

„So bald?" fragte Feu follet träumerisch, und jetzt, da

das Scheiden aus der heimathlichen Gegend fast unmittelbar bevorstand, fühlte sie plötzlich Bedenken in sich aufsteigen.

„Dasselbe sagte ich zu Windhook," entgegnete Toby anscheinend zerknirscht, „allein da meinte er, da es doch einmal beschlossen, sei es am besten, so schnell wie möglich ein Ende damit zu machen. Er habe Deiner Mutter sein Wort verpfändet, und das wolle er redlich einlösen. Du kannst Dir die Sache ja noch bis zum Abend überlegen. Dagegen rathe ich wohlmeinend, keinen Anderen, nicht einmal den Onkel Well in das Geheimniß zu ziehen." Er blieb stehen. „Ich will umkehren," fuhr er fort, und wie sein Gesicht, hatten auch die Augen sich geröthet, „bist Du entschlossen — ich selber rathe Dir zu nichts — so besprechen wir das Weitere heute Abend."

Feu follet gab keine Antwort mehr. Ihr junger Geist war zu sehr erfüllt von dem, was ihrer in nächster Zukunft harrte. Und dennoch konnte sie der sich vor ihr eröffnenden goldenen Zukunft nicht froh werden. Sie gedachte Robin's, von dem sie wußte, daß er ihr Vorhaben mit allen Mitteln bekämpfen würde, jedoch ohne schwankend zu werden.

Während Toby sich wieder nach dem Holzplatz begab, setzte Feu follet ihre Wanderung nach dem Leuchtthurm fort, und eine Stunde später, da glänzten und blitzten die Reflektoren in der Kuppel, als hätten sie aus gediegenem Golde bestanden. Dann blieb sie nicht länger. Der Zwang, unter dem sie im Verkehr mit den beiden Alten lebte, bedrückte sie zu schwer. Heiter verabschiedete sie sich. Sobald sie aber um den Thurm herumgebogen war, entstürzten Thränen ihren Augen. Sie konnte nicht fassen, daß sie auch ihre besten und treuesten Freunde nicht wiedersehen sollte, die Flammen in der Kuppel hinfort von einer anderen Hand, als der ihrigen, in's Leben gerufen werden würden. —

Der Mond säumte noch, dem vorausgesendeten Lichthof

zu folgen, als Toby und Feu follet hinter dem Farmgehöft zusammentrafen und die Wanderung nach dem Holzplatz antraten. Schweigend bewegten sich sich einher. Toby, vorausschreitend, glaubte, daß vor den in ihm rasenden Leidenschaften der Kopf ihm zerspringen müsse, wogegen Feu follet traumverloren in seinen Spuren folgte. Wo sollte sie morgen um dieselbe Zeit sein, und welche Aufnahme hatte sie von der unbekannten Mutter zu gewärtigen? So fragte sie sich, während die befreundeten Gestalten, die ihr bisher einen gewissen Rückhalt boten, immer weiter in den Hintergrund zurücktraten.

Nur Robin schwebte ihr in der ganzen Frische seiner kühnen Mannhaftigkeit vor. Ihm nicht Lebewohl gesagt zu haben, bereute sie nicht. Im Gegentheil, es gewährte ihr eine gewisse Genugthuung, daß sie ihm die Gelegenheit vorenthielt, seinen Einfluß auf sie geltend zu machen, von dem in letzter Stunde noch eine Erschütterung ihres verzweifelt erkämpften Entschlusses zu befürchten gewesen wäre.

Sie erreichten den Rand des Thales, auf dessen anderer Seite matter Feuerschein ihr nahes Ziel bezeichnete. Toby war stehen geblieben. Indem er sich nach Feu follet umkehrte, traf das Mondlicht sein Gesicht. Es schimmerte wieder fahl, daß es an das eines Todten erinnerte. Feu follet, obwohl ursprünglich beherzt bis zur Verwegenheit, graute vor ihm. Hätte sie sich der Farm näher befunden, möchte sie umgekehrt sein. Ihre Furcht steigerte sich, als er sie schweigend betrachtete. Um ihn zum Sprechen zu bewegen, redete sie ihn mit den Worten an:

„Was ist mit Dir vorgegangen? Du siehst aus, als wärest Du eben aus dem Grabe aufgestanden.“

„Das ist nichts,“ antwortete Toby eigenthümlich ausdruckslos, „das geht vorüber in vierundzwanzig Stunden. Es ist ja natürlich, daß mir Dein Scheiden auf Nimmerwiedersehen Kummer bereitet.“

Es klang so seltsam, daß Feu follet zur Eile trieb. Sie fürchtete sich, länger mit ihm allein zu sein.

„Da drüben wartet Windhook wohl schon auf uns,“ fügte sie hinzu, „auch sehne ich mich, ein Weilchen vor dem Feuer zu sitzen, bevor es auf den See hinausgeht; da muß es jetzt kühl und feucht sein. Sieh nur, wie die Nebelstreifen das Thal entlang schleichen, um in's Freie hinaus zu kommen.“

„Die können den Mondschein nicht vertragen. Gelangen sie aus dem Schatten auf den See, so zerrinnen sie, wie der Rauch von 'ner brennenden Tabakspfeife,“ erklärte Toby wie geistesabwesend. Hastig kehrte er sich um und begann abwärts zu steigen.

Als sie vor dem lodernden Feuer eintrafen, sah Feu follet nur in bekannte Gesichter. Simeon saß da mit den drei Holzfällern.

„Ist Alles vorbereitet, daß wir losmachen können?“ fragte Toby.

„Alles fertig,“ lautete die Antwort. „Wir haben keine Eile. Bis zum Aufspringen der Morgenbrise dauert es noch Stunden.“

„Darauf brauchen wir nicht zu warten,“ versetzte Toby ungeduldig, „besser, wir gehen gleich an Bord. Auf den Kanälen hilft der feinste Wind nicht viel. Gebrauchen wir die Stoßhaken, so sind wir draußen, wenn die Brise aufwacht. Ist Windhook hier gewesen?“

„Bis jetzt nicht.“

„Dann kommt er nicht mehr. Er wollte sich von einem Schippewä in 'nem Kanoe bis in die Nachbarschaft der Mündung rudern lassen. Er behauptete, da gelange er mit seinen steifen Knochen viel leichter an Bord und brauche sich nicht zu übereilen.“

Die Männer erhoben sich. Nur einer blieb als Wache zurück. Schweigend ordnete sich der Zug. Schweigend

folgte er dem nach dem Schilffelde führenden gewundenen Pfade nach. Voraus ging Toby. Hinter ihm schritt Feu follet. Beängstigte sie sein unstetes Wesen, so erklärte sie es auf die einzige ihr denkbare Weise. Weitere Beruhigung gewährte ihr die Anwesenheit Simeon's, dem sie ja noch immer als Schwester galt. Und was hätte sie überhaupt in der Gesellschaft von Leuten fürchten sollen, die zwar roh waren, deren freundliche Gesinnungen für sie zu bezweifeln sie dagegen nie Ursache gefunden hatte?

Vorsichtig half Toby ihr an Bord und in den engen Kajütenraum hinein. Sie äußerte den Wunsch, im Freien zu bleiben, gab aber nach, als Toby ihr vorstellte, daß sie die Männer in ihren Bewegungen hindern würde. Aber ein Licht stellte er auf den kleinen Tisch und auf eine Anhäufung von Decken weisend, rieth er ihr, sich niederzulegen, wenn sie Müdigkeit verspüre.

Feu follet lehnte es ab. Eine eigenthümliche Unruhe hatte in dem beschränkten Raume sich ihrer bemächtigt. Sie sehnte mit allen Fasern ihres Gemüthes das Ende eines Abenteuers herbei, auf dessen anderer Seite ein neues Leben des Glücks und der Freude ihrer harrte. Die Thür des Kämmerchens lag ihr zu Häupten. Deren Verschluß bestand aus einer Klappe, die zur Zeit schweren Wetters darüber hingelegt und mittelst Krampen befestigt wurde. Jetzt war sie offen, so daß Feu follet auf einer kurzen, treppenartigen Leiter stehend, mit dem Oberkörper über die Bedachung hinausragte und um sich zu sehen vermochte.

Trotz des höher steigenden Mondes reichten ihre Blicke vorläufig nicht weit; es beengte ihren Gesichtskreis die milchweiße Dunstschicht, die bei der gänzlichen Windstille regungslos über dem Moor lagerte. Nur die vier Männer sah und beobachtete sie, wie sie vom Hinterschiff nach vorn schritten, ihre Stangen einsetzten, aus Leibeskräften schiebend

zurückkehrten und so den Kutter in langsamer Bewegung erhielten. Hin und wieder trat einer an's Steuer, um das Herumbiegen um die kurzen Windungen des schmalen, von hohen Schilf- und Binsendickichten begrenzten Fahrwassers zu erleichtern.

Es war eine schwere Arbeit, die gelegentliches Rasten erforderte. Gesprochen wurde wenig, und dann beschränkte die Unterhaltung sich auf kurze Bemerkungen, die das Schiff und seine Bewegung betrafen. Im Uebrigen herrschte weit und breit tiefe Stille, nur selten unterbrochen durch das plätschernde Aufflattern einer gestörten Entenfamilie, den dumpfen Ruf einer Rohrdommel oder den heiseren Schrei eines gescheuchten Reihers, der ein gestrandetes Stück Treibholz zum Nachtquartier gewählt hatte, sich mit eigenthümlich geräuschlosem Flügelschlage erhob und über die Schilfwaldung hinstrich.

So verrannen Stunden, die Feu follet geduldig auf der Leiter verbrachte. Zum ersten Mal befand sie sich auf dem in Fahrt begriffenen Kutter. Hätte sie mit ihrer rastlosen Phantasie nicht unter dem Druck banger Erwartung gelebt, möchte sie sich an dem regelmäßigen Auf- und Abschreiten der Männer und dem trägen Einherschleichen des nicht übermäßig belasteten Fahrzeuges ergötzt, von Neugierde getrieben heitere Fragen an die schweigsame Gesellschaft gerichtet haben. Sie beschränkte sich daher auf das scharfe Beobachten alles dessen, was um sie her vorging.

Ueber die Nebelschicht hinaus machte sich im Osten ein matter falber Schein bemerkbar, und der Kanal hatte schon erheblich an Breite gewonnen, als die Arbeit des Stoßens eingestellt wurde und alle Hände sich regten, die Segel beizusetzen. Eine stetige Luftströmung fehlte zwar, nur hin und wieder polterten die schlaffen Leinwandflächen dumpf, wenn ein stärkerer Hauch sie traf; aber man wollte

vorbereitet sein, wenn die erwartete Brise endlich erwachte. Und sie säumte nicht über die gewohnte Zeit hinaus, erwies sich aber so matt, daß der Kutter, der allmälig mehr Spielraum gewann, sich erst Zoll um Zoll nach vorn schob, und es tagte bereits, als die Schilffelder schließlich im Nebel versanken. Erst nach Ablauf einer weiteren Stunde, als der Kutter vielleicht tausend Schritte weit von der Küste entfernt war, reichte der Wind aus, die Segel zu füllen und eine sehr gemäßigte Schnelligkeit der Fahrt zu erzeugen.

Die eben aufgegangene Sonne hatte unterdessen den Nebel zertheilt. In vollster Pracht bestrahlte sie die schroffe gelbe Küste, die sie krönende Waldung und den abwärts emporragenden Leuchtthurm. Sinnend betrachtete Feu follet das schlanke Bauwerk, von dem sie wähnte, daß es ihr ein letztes Lebewohl nachgesendet habe. Sie wollte sich eben ihrem Gefängniß entziehen, als Toby, der dichtbei neben dem Steuerrad stand, ihr mit einem Ausdruck wehrte, der sie vollständig einschüchterte.

„Ich habe es übernommen, Dich wohlbehalten nach den Manitouinseln hinüber zu schaffen,“ erklärte er, „und das ist nur möglich, wenn Du Dich pünktlich in meine Anordnungen fügst.“

Feu follet sah starr zu ihm auf. Ein erkältendes Gefühl durchrieselte sie. Sie mußte sich sammeln, bevor sie mit einer Anwandlung von Trotz fragte:

„Wo bleibt Windhook? Er sollte in der Mündung des Flusses zu uns stoßen, allein so weit meine Augen reichen, entdecke ich weder Kanoe noch Schippewäs.“

„Durchaus nicht verwunderlich,“ erklärte Toby mit unsicherer Stimme, „denn Windhook sprach von der Möglichkeit, der Sicherheit halber eine Dampfergelegenheit zu benutzen und Dich auf der Manitou-Landing zu erwarten.“

Feu follet sah ihn durchdringend an. Sie wußte, daß

in der letzten Zeit überhaupt keine Dampfergelegenheit geboten gewesen war. Der sagenhafte Schlangenzauber schien ihren dunklen Augen zu entströmen, daß Toby seine Blicke nicht von ihnen abzuziehen vermochte und sein Gesicht die Farbe wechselte.

„Toby," hob sie wieder an, und jene bannende Zauberkraft ging in helles Glühen über, „wenn Du mich hintergangen hättest — es wäre furchtbar. Ich kann es Dir nicht zutrauen." Sie entdeckte scharfsinnig, daß auf seinen Zügen verhaltene Schadenfreude flüchtig aufloderte, und rief entrüstet aus: „Toby, Du hast mich belogen! Glaube aber nicht, daß Du leichtes Spiel mit mir hast. Lebendig gerathe ich nicht in Deine Gewalt, so lange der See noch tief genug, mir Schutz zu gewähren!"

Mit dem letzten Wort wollte sie sich nach der Bedachung hinaufschwingen. Ebenso schnell jedoch stand Toby vor ihr, packte sie an den Schultern und drängte sie zurück. Gleich darauf befand er sich unten bei ihr. Sein Gesicht war wieder das eines heißhungrigen Wolfes. Röchelnd entwanden die Worte sich seiner Brust, indem er anhob:

„Ich sage es abermals: was ich einmal gelobte, das muß in Erfüllung gehen, gleichviel ob es gilt, Dich dem Windhook zu überantworten, oder mein Anrecht an Dich zu behaupten. Und über Bord gehen möchtest Du? Da müßte ein lumpiger Baumeister den Kutter zusammen geschlagen haben, gelänge es Dir, die Planken zu durchbrechen. Brauchst Dich übrigens nicht zu ängstigen," fügte er weniger feindselig hinzu, „denn daß Dir kein Leid widerfährt, dafür sorge ich. Um aber vorzubeugen, daß Du in Deinem Unverstand eine Dummheit begehst, muß ich Dich hier einschließen, wo es Dir nebenbei an nichts fehlen soll. Also beruhige Dich. Das Weitere besprechen wir, nachdem wir landeten."

Feu follet war auf die Bank gesunken, erhob sich aber

sofort wieder. Die Farbe des Todes hatte sich über ihr liebliches Antlitz ausgebreitet. Ihre Augen vergrößerten sich in bangem Erstaunen. Sie vermochte nicht zu fassen, daß sie in der That der Spielball eines arglistigen Schurken geworden, von dem sie jetzt wußte, daß er vor keinem Verbrechen zurückschrecken würde, um an irgend ein ihm vorschwebendes Ziel zu gelangen.

Plötzlich nahm sie eine herausfordernde Haltung an. Es sprühten ihre Augen, indem sie anhub: „Ich hielt Dich immer für schlecht; aber einen derartigen verworfenen Bösewicht hätte ich nimmermehr in Dir gesucht. Das ist mein letztes Wort an Dich. Jetzt wollen wir sehen, wer stärker ist, Du mit dem Gewissen eines Verbrechers, oder ich, die ich mein Recht und meine Freiheit bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen weiß."

Toby lachte häßlich. Die Erwiederung aber stockte auf seiner Zunge, als er Feu follet gleichsam kampfgerüstet vor sich stehen sah, sie in Haltung und Wesen eine Kraft und Zuversicht offenbarte, die ihn staunen machte.

Eine Minute stand er wie gebannt. Als hätte er sie mit den Augen verschlingen wollen, starrte er auf das arme Opfer seiner Verrätherei. Und je länger er auf sie hinsah, um so abschreckender verzerrten sich seine Züge; und doch besaß er nicht den Muth, die nach ihr ausgestreckte Hand an sie zu legen.

„Mir — mir gehörst Du dennoch," keuchte er in seiner zügellosen Erregung, und wie über seine eigenen Worte entsetzt, stieg er hastig nach oben. Krachend warf er die Klappe über die Luke, worauf er sie doppelt befestigte.

Gleichzeitig klirrte es unten, indem Feu follet die einander gegenüberliegenden, nur aus einer kleinen dicken Glasscheibe bestehenden Fenster zertrümmerte. Frische Luft wollte sie wenigstens zu sich hereinströmen lassen, sich zu einem Hilferuf bereit halten, im Falle ein anderes Fahrzeug vor-

über kommen sollte. Doch soweit ihre Blicke reichten, nirgends entdeckte sie Dampfer oder Segel. Die Entfernung bis zur Küste aber war bereits so gewachsen, daß ihre Stimme nicht mehr nach dem Leuchtthurm hinauf gedrungen wäre.

Simeon stand hinter dem Steuerrad und sah verwundert auf seinen Bruder. Nur gedämpft und unverständlich waren die unten gewechselten Worte zu ihm heraufgedrungen.

„Eine wilde Katze," beantwortete Toby die stumme Frage ingrimmig, „da werde ich beauftragt, sie zu guten Leuten zu führen, wo sie ihr Glück findet, und jetzt weigert sie sich, darauf einzugehen. Verdammt! Wäre sie nicht unsere Schwester, sollte es mich gereuen, nur noch 'nen einzigen Schritt für sie zu thun. Ich glaube, sie wäre wirklich im Stande, über Bord zu springen." —

Um dieselbe Zeit saß Onkel Well auf seiner gewohnten Stelle unter dem Hickorybaum. Bei ihm befand sich Edward, der schon in aller Frühe herausgekommen war. Ihre Aufmerksamkeit hatten sie auf die, ein wenig über die Nebeldecke hinausragende Mastspitze des Raubkutters gerichtet. Sorglos beobachteten sie, wie sie kaum bemerkbar seewärts glitt. Theilnahmvoller überwachten sie, wie der Nebel den ihn durchdringenden Sonnenstrahlen keinen nachhaltigen Widerstand zu leisten vermochte und endlich der Kutter wie auf einem dampfenden Kessel mit langsam zunehmender Schnelligkeit die ihm vorgeschriebene Bahn verfolgte.

„Passen Sie auf, Kapitän," bemerkte Blackwell nach einer längeren Pause des Schweigens, „die wollen nach den Manitouinseln. Ich aber möchte nicht verantwortlich für das sein, was da unter der Holzfracht verstaut liegt."

„Also unrechtmäßig erworbenes Gut?" versetzte Edward, durch die Andeutung peinlich betroffen.

„Den Blounts ist Alles zuzutrauen, sogar Seeräuberei."

„Und in einer solchen Familie mußte das unglückselige Kind heranreifen."

„Das kann nicht abgeleugnet werden; trotzdem ist ihr goldenes Herzchen unberührt davon geblieben. Denn das ist wie ein Diamant, von dem die Sage geht, daß er im Feuer nur noch leuchtender werde. Ein richtiger Salzwassermann steht übrigens da drüben nicht am Steuer. Wollten die Lumpen sich beeilen, so mußten sie vor dem flauen Winde den östlichen Kurs halten und erst nach 'n drei, vier Meilen nördlich wenden. Da hätten sie vor der auffrischenden Brise in guter Fahrt das Versäumniß bald eingeholt, anstatt jetzt mit so viel Wind vorlieb zu nehmen, wie die hohe Küste ihnen gönnt."

Schnelle Schritte näherten sich von der Waldseite her. Als sie aufsahen, fiel ihr erster Blick auf Robin Blair. Seine Bewegungen verriethen ungewöhnliche Hast. Auf seinem hübschen Gesicht spiegelte sich eine Aufregung, als hätte er nach einem Gegenstande gesucht, um seine Wuth daran zu kühlen.

„Halloh, Kapitän Evandale!" rief er zornbebend aus, „im Städtchen forschte ich vergeblich nach Ihnen. Ein Glück, daß ich hier heraus kam," und mit dem letzten Schritt richtete er sich herausfordernd auf; „daß ich einen Verräther zu mir an Bord nehmen würde, konnte ich in Detroit freilich nicht ahnen," fuhr er erbittert fort, „noch weniger, daß Sie vorgestern Abend die Begleitung eines unschuldigen Kindes zu einem Schurkenstreich ausnützen würden."

Edward war aufgesprungen und maß den jungen Mann düsteren Blickes vom Kopf bis zu den Füßen herunter, bevor er kaltblütig erwiederte:

„Eh' ich für die unerhörte Beschimpfung Rechenschaft fordere, muß ich deren Ursache kennen lernen. Wollte ich kopflos Ihrem Beispiel folgen, möchte ein Unglück für uns Beide daraus entstehen."

Robin lachte höhnisch auf.

„Mich zur Rechenschaft ziehen?“ fragte er mit einer Heftigkeit, die Blackwell nicht minder unverständlich, als Edward, „vielleicht dafür, daß ich Sie nicht gleich über Bord sandte, als Sie sich so eingehend nach Blount's Tochter erkundigten? Jetzt bin ich es, der betreffs ihrer fragt: wohin haben Sie, unter falschen Vorspiegelungen über ihre Herkunft, das Mädchen geschafft oder durch Ihren nicht weniger gewissenlosen Genossen schaffen lassen?“

„Ich? Harriet?“ fragte Edward sichtbar bestürzt und mit einem Ausdruck, der nicht mißdeutet werden konnte; „wie kommen Sie überhaupt zu einem Verdacht, der nur in einem ungesunden Kopf entstanden sein kann? Denn um einen derartigen Anschlag auszuführen, hätte ich vor allen Dingen das Mädchen seit vorgestern Abend wiedersehen müssen.“

„Wie ich dazu gekommen?“ fragte Robin, schwer nach Fassung ringend, „aus dem einfachen Grunde, weil Harriet spurlos verschwunden ist —“

„Unmöglich!“ fiel Edward betroffen ein.

„Unmöglich, wenn ich sie gestern Abend und heut in der Frühe vergeblich erwartete?“

„Man wird sie auf der elterlichen Farm zurückgehalten haben,“ wendete Blackwell, der die beiden Männer so lange befremdet beobachtete, nunmehr ebenfalls verstört ein.

„Auch dort sprach ich auf meinem Wege hierher vor,“ nahm Robin jetzt besonnener das Wort, „erfuhr aber nur von dem Blount selber, daß sie gestern Abend nicht nach Hause gekommen sei. Dabei zuckte er die Achseln, wie Jemand, der mehr hätte reden können, wenn er die Lust dazu gehabt hätte. Er meinte noch, das unstäte Umherschweifen sei ihre Art, und daß man sich nicht wundern dürfe, wenn sie eine ganze Woche fortbleibe. Zum Schluß fragte er, was mich seine Tochter angehe, und fügte höh-

nisch hinzu, ich würde gut thun, mich schleunigst zu entfernen. Es geht daraus hervor, daß der Räuber des Mädchens, gleichviel, wer es sein mag, im Einverständniß mit ihm gehandelt hat, und rede ich Sie darauf an, so ist der Verdacht vollkommen gerechtfertigt."

„Sie werden bedauern, zu einem derartigen Argwohn hingerissen worden zu sein," versetzte Edward, und die Sorge um Feu follet verursachte, daß er die Anfeindungen Robin's absichtlich überhörte. „Ich leugne allerdings nicht, mit der Absicht hierher gekommen zu sein, Harriet im Namen ihrer Mutter zurückzufordern, hatte aber durchaus keinen Grund, in einer gerechten Angelegenheit, wo die größte Offenheit geboten war, zu Heimlichkeiten, soweit sie nicht durch Vorsicht bedingt wurden, meine Zuflucht zu nehmen. Ich würde sogar nicht gezögert haben, Sie selbst um Ihren Beistand zu bitten."

Robin hielt sich mit beiden Händen den Kopf. Er schien zu fürchten, die Besinnung zu verlieren."

„Aehnliches vertraute Feu follet mir an," versetzte er förmlich verwirrt, „nur einen Anderen schob sie statt Ihrer Person vor —"

Jetzt legte Blackwell sich in's Mittel. Nachdem er bald dem Einen, bald dem Anderen, je nachdem sie sprachen, seine gespannte Aufmerksamkeit zugewendet hatte, was nicht ohne Einfluß auf seine beweglichen Runzeln blieb, klopfte er die Pfeife aus, worauf er mit rauher Entschiedenheit anhob:

„Ihr habt Beide die Leine durch die Hände schlippen lassen, da muß ja die Vernunft kieloberst gehen. Und jetzt hört, wo das arme Kind zu suchen ist: verschwand Feu follet wirklich, und der Räuber, jener schuftige Windhook, den ich vor einer Woche hier willkommen hieß, handelte mit dem Blount im Einverständniß, so befindet sie sich zur Zeit da drüben auf dem Kutter, um auf einer der Manitou-

inseln von anderen Schurken in Empfang genommen und wer weiß wohin geschleppt zu werden."

Die beiden jungen Männer starrten sprachlos auf den verwitterten alten Thurmwächter. Dieser hingegen verrieth plötzlich eine Beweglichkeit und Entschiedenheit, als wäre er in den letzten Minuten um Jahrzehnte verjüngt worden.

„Ihr zweifelt noch," hob er alsbald wieder an, „während das Kind da drüben vor Todesangst vergeht? Aber noch ist es nicht verloren, und so lange der Kutter in Sicht, brauchen wir die Hoffnung auf Rettung nicht d'ran zu geben. Zum Glück steht da ein Lump am Steuer, der nicht mehr werth ist, als ein branntweinduseliges Bumbootweib," und sich Robin zukehrend, fragte er ingrimmig: „Ihr Kutter ist ein fixer Segler, das beobachtete ich vielfach von hier oben. Wurde die Ladung gelöscht oder liegt er noch befrachtet?"

„Das letzte Stück schafften wir gestern Abend an Land."

„Gut, jetzt passen Sie auf. Ist Ihnen halb so viel an dem Mädchen gelegen, wie mir, so eilen Sie so schnell nach Ihrem Schiff, wie Sie einen Fuß vor den anderen zu setzen vermögen, und richten Sie Alles zum sofortigen Losmachen her. Kapitän Evandale nimmt vielen Antheil an der Wohlfahrt des Kindes und wird Sie daher gern begleiten. Ich selbst folge ohne große Säumniß, um das Steuern zu übernehmen. Muß zuvor meine Frau mit Anweisungen für die Zeit meiner Abwesenheit versehen. Verdammt! Es wird sich zeigen, ob die alten Knochen noch ihre Schuldigkeit thun. Und jetzt fort mit euch! Jede gewonnene Minute ist Goldberge werth," und das letzte Wort war noch nicht verklungen, als die beiden jungen Männer davon stürmten.

Als Blackwell etwas nach ihnen am Flüßchen eintraf, hatte Robin gemeinschaftlich mit Evandale und seinem Gehilfen alle Segel beigesetzt und den Kutter gewendet, daß

sein Bugspriet seewärts wies. Leicht gelangte Blackwell an Bord, und hinter das Steuerrad tretend, übernahm er das Kommando. Da der Wind aus der langgestreckten Bai herausblies, gelangte der Kutter binnen kurzer Frist nach dem See hinauf. Dort aber hielt er, anstatt eine langwierige Kieljagd anzutreten, einen beinahe östlichen Kurs, und wendete erst nördlich, als die Luftströmung nicht mehr durch das Land beeinträchtigt wurde.

Bald darauf erwies sich, daß Toby seinen Verfolger von dem Augenblick an, in welchem er in Sicht kam, fortgesetzt mißtrauisch im Auge behalten hatte. Kurze Zeit verfolgte er noch den alten Kurs, jedoch zu Blackwell's Befriedigung lange genug, um, nachdem er gewendet hatte und in der Richtung nach den Manitouinseln die Flucht fortsetzte, gerade vor dem Winde zu segeln. Er gerieth dadurch in den Nachtheil, daß die Vordersegel nicht zur vollen Wirkung gelangten, wogegen auf Robin's Kutter alle Segel ihre Flächen in ganzem Umfange der auffrischenden Brise darboten.

Das Fahrwasser der beiden Schiffe bildete nunmehr die ungleichen Schenkel eines Dreiecks, dessen Spitze der Punkt, auf welchem Toby zwischen den Inseln hindurch auf kanadisches Gebiet zu entschlüpfen hoffte, um zunächst Feu follet bei den Waywards abzusetzen. Die Bahn des von Blackwell geführten Fahrzeugs war allerdings eine weit längere, was sich indessen durch die Verschiedenartigkeit der Windausnutzung ausglich; und so lag die eigentliche Entscheidung darin, daß Robin's Kutter, schärfer gebaut und nur unter dem nothwendigsten Ballast segelnd, in Schnelligkeit den befrachteten Raubkutter überflügelte.

Und so glichen die beiden Kutter zwei Rennpferden, die um den Siegespreis zum Aufbieten ihres letzten Athemzuges angetrieben werden. Mit jeder Minute, die zur Verkürzung des Zwischenraumes zwischen den sich schließ-

lich kreuzenden Bahnen beitrug, wuchs die Spannung hier wie dort. Rückwärts spähte Toby mit der Wuth eines von den Jägern eingekreisten Keilers. Nach vorn waren die Blicke der Männer auf Robin's Kutter gerichtet, unausgesetzt die Entfernung abschätzend, welche die Verfolgten von dem Rettung verheißenden Ziel trennte.

Sechzehntes Kapitel.

Die Sonne stand tief im Westen. Bis in die kleinsten Unregelmäßigkeiten erkennbar, waren die Küsten der Südspitze der großen Manitouinsel und des davor lagernden Fitzwilliam-Eilandes vor den beiden Kuttern aus dem bläulichen Duft hervorgetreten, als Toby, den glücklichen Ausgang des hinterlistig vorbereiteten Unternehmens bezweifelnd, sich noch einmal zu Feu follet in den Kajütenraum hinunter begab. Er fand sie auf der Bank sitzend, den Oberkörper über die Kniee hingeneigt, das Antlitz in beide Hände vergraben.

Wer sie störte, wußte sie. Sie gab sich daher nicht die Mühe, aufzuschauen. Finster betrachtete Toby die zusammengekrümmte Gestalt. Anstatt Mitleid zu empfinden, räumte er der durch die Verfolgung aufgestachelten Wuth volle Herrschaft über sich ein. Es leuchtete aus seinem häßlich erregten Gesicht die teuflische Befriedigung hervor, sie in seiner Gewalt zu halten, das Bewußtsein, daß sie ihm nicht mehr geraubt werden könne, und wäre er gezwungen gewesen, sie mit über Bord in die Tiefe hinab zu nehmen. Erst nach längerem Brüten, als Feu follet immer noch kein Zeichen gab, daß sie um seine Anwesenheit wisse, begann er in einem Tone, der ihr alles Blut zum Herzen trieb:

„Ich vermuthe, Du bist jetzt klar darüber, daß keine Macht der Erde, nicht einmal der Tod, Dich mir entreißen kann.“ Er gewahrte, daß ein Schauder die in sich zu-

sammengesunkene Gestalt durchrieselte, und fuhr etwas gemäßigter fort: „Bei Dir steht die Entscheidung, ob ein schweres Verhängniß auf uns Beide hereinbricht, oder ob wir ein langes glückliches Leben zu erwarten haben. Darüber denke nach und vergegenwärtige Dir, daß ich fest entschlossen bin, das auszuführen, was ich mir in meinem Kopf zurecht legte. Trieb mich zuvor treue Anhänglichkeit, um Deinen Besitz Alles auf's Spiel zu setzen, so kommt jetzt der Haß dazu, welchen Du und Dein großer Freund Robin Blair vor zwei Tagen da oben auf dem Uferrande der Saginawbai in mir schürtet."

Feu follet sah entsetzt auf, verbarg aber ihr Gesicht sogleich wieder, als sein tückischer Blick ihre Augen traf, und weiter sprach er:

„Oder meinst Du, mir, der ich keine vier Schritte weit hinter euch im Gestrüpp lag, sei auch nur ein einziges Wort entgangen? ‚Dem Toby breche ich das Genick — es geschähe ihm nach Gebühr — er ist ein tückischer, rachsüchtiger Missethäter' — solche beschimpfende Worte vergißt man nicht. Daraus magst Du entnehmen, daß ihr Beide bei mir auf keine Barmherzigkeit zu rechnen habt. Und so sage ich Dir: es ist nicht unmöglich, daß Verfolger uns bedrängen. Sollte es wirklich geschehen und Du entdeckst Dich ihnen nur mit einem Laut, so bedeutet das zunächst den Tod des schuftigen Robin, dann den Deinigen und zum Schluß meinen eigenen, wenn es keinen anderen Ausweg geben sollte. Andererseits mag, sofern Du Dich meinem Rath fügst, ein gutes Glück Dir dennoch beschieden sein." Mit dem letzten Wort kehrte er sich ab. Die Leiterstufen knarrten unter seiner Last und gleich darauf fiel der Verschluß wieder über die Luke hin.

Oben prüfte er zunächst die Stellung der beiden Kutter zu einander. Zähneknirschend überzeugte er sich, daß der Winkel, den sie beschrieben, abermals erheblich enger ge-

worden, höchstens eine halbe Stunde Segelns die Verfolger seitlängs von ihm bringen würde. Sinnend betrachtete er die Fitzwilliam-Insel und das davor liegende kleine Eiland, sinnend die schmale Fahrstraße, die ihm schon einmal zur Bergung des Raubes diente. Heute sich hinein zu getrauen, hätte ihm keinen Vortheil gebracht, und so entschied er sich dafür, in der letzten Minute von seinem Kurse abzufallen und die breite Durchfahrt vor der Manitouinsel zu wählen. Wenn es ihm gelang, nur zehn Minuten vor dem feindlichen Kutter um den hohen Küstenvorsprung der Fitzwilliam-Insel herum zu biegen, so konnte er sich wenigstens des gegen ihn zeugenden Raubes entledigen. Auf alle Fälle sich vorbereitend, ließ er das Holz von den Waaren forträumen und die Jolle klar machen.

Finster brütend löste er den Mann am Steuer ab, und die Entfernung bis zur Durchfahrt mit den Blicken fortgesetzt prüfend, gab er endlich dem Kutter die, wie er wähnte, für die Verfolger unvorhergesehene Richtung. Doch er hatte sich verrechnet.

Der feindliche Kutter warf unter Blackwell's kundigen Händen den Bug nach Norden herum, und dadurch die Segel in erhöhtem Maße der Wirkung des Windes preisgebend, kreuzte er binnen wenigen Minuten das Kielwasser des Raubschiffes. Eine Strecke schoß er noch über dasselbe hinaus, dann aber wendend, hatte er, anstatt durch die nahe Küste der Fitzwilliam-Insel in seinen Bewegungen behindert zu werden, freies Fahrwasser gewonnen, und wie ein Pfeil flog er dem Punkte zu, auf dem das nunmehr nördlich verlegte schmale Dreieck geschlossen werden sollte. Blackwell's Triumph verrieth sich in einem förmlich boshaften Grinsen, wogegen Toby's letzte Hoffnung um so tiefer sank, als er zu seinem Schrecken den alten Thurmwächter hinter dem Steuerrad erkannte.

In gleichsam athemloser Spannung verstrich nunmehr

die Zeit. Nur noch zweihundert Ellen war das Raubschiff seinem unermüdlichen Verfolger voraus und mit jeder neuen Minute verringerte sich der Zwischenraum sichtbar. Was an Segelkraft möglich war, wurde auf beiden Seiten aufgeboten; doch das Loos des Raubkutters war besiegelt. Noch einmal versuchte Toby eine rettende Wendung, allein zu seinem Nachtheil, denn bevor sein Schiff wieder frische Fahrt gewann, schoß Robin's Kutter in der Entfernung von zwanzig Ellen in beinahe gleicher Höhe mit ihm hin, in Fortsetzung der Fahrt ihm Fuß um Fuß näher rückend.

Während Robin und Edward vergeblich nach Feu follet auslugten, sah Toby in wilder Aufregung rathlos um sich.

„Halt an!" schrie Blackwell ihm drohend zu, „herum mit dem Steuer, wenn Du nicht willst, daß ich Deinen Backtrog in den Grund renne!"

„Eher sollst Du verdammt sein und mit mir zugleich zur Hölle fahren!" brüllte Toby in seiner Raserei, als er inne wurde, daß es in Blackwell's Belieben lag, sein Fahrzeug schräg von hinten anzulaufen. Doch bevor es so weit kam, ertönte Feu follet's Stimme, indem sie verzweiflungsvoll aus der kleinen Fensteröffnung rief:

„Robin, ich bin hier! Robin, rette mich! Zu Hilfe, Robin, oder ich muß sterben!"

Beim ersten Ton der vertrauten Stimme änderte Blackwell den Kurs so weit, daß der Kutter sich dem Piraten bis auf einige Schritte näherte und seitlängs von ihm dieselbe Richtung verfolgte. Dann aber spannen die Ereignisse sich mit einer Schnelligkeit ab, daß man sie kaum mit den Blicken zu erfassen vermochte.

Robin, durch Feu follet's Hilferuf bis in's Mark hinein erschüttert, kannte nur den einzigen Drang, sie um jeden Preis aus der Gewalt der Räuber zu retten. Auf den Bord seines Schiffes war er getreten, und mit der einen Hand die Strickleiter packend, hielt er sich zum Sprunge bereit.

„Schurke, lege bei, oder es kostet Dich Dein Leben!" rief er, auf dem Gipfel seiner Angst um Feu follet, Toby zu.

Hohngelächter antwortete. Dann brüllte Toby seinen Leuten einige kurze Befehle zu, worauf er Simeon den Platz am Steuer einräumte und sich Robin zukehrte.

„Lump, verdammter!" gellte er durchdringend, „willst Du Vögel fangen, mußt Du früher aufstehen!" und mit abermaligem teuflischem Lachen riß er den Verschluß von der Luke herunter, achtlos, daß Blackwell, wie in Vorahnung größeren Unheils, den Kutter noch näher an das Raubschiff heranpreßte. Doch als er im Begriff stand, hinunter zu steigen, glitt Feu follet mit der Geschmeidigkeit eines Aals an ihm vorbei, und bis hart an den Bord vortretend, streckte sie unter lauten Hilferufen Robin die Arme entgegen. Nur wenige Sekunden der freien Bewegung waren ihr gegönnt, dann hatte Toby in seiner an Wahnwitz grenzenden Wuth sie wieder gepackt, und das Kappmesser aus dem Gurt reißend, drohte er unter grauenhaften Verwünschungen, dessen Klinge in ihre Brust zu vergraben, sofern man nicht von der weiteren Verfolgung abstehe.

Was er sagte, hörte Robin nicht. Er sah nur Feu follet unter dem grausamen Griff seines Todfeindes sich verzweiflungsvoll winden. Wie ein zum Sprunge sich vorbereitender Panther hatte er sich gekrümmt, und Toby's letztes Wort war noch nicht verhallt, als er, gleichsam fliegend, den ihn von dem Räuber trennenden Zwischenraum durchmaß und mit der vollen Wucht seiner Körperschwere auf ihn einstürzte. Dieser, durch den unvorhergesehenen Angriff verwirrt, gab Feu follet frei und schwang das Messer nach Robin. Anstatt aber das Herz zu treffen, schlitzte er, in seiner Stellung erschüttert, ihm nur die Wange bis zu dem Unterkiefer herunter.

Feu follet jammerte laut auf. Simeon wollte seinem

Bruder zu Hilfe eilen. Als er aber das Steuer außer Acht ließ, gewahrte er, daß er selber sich gegen Edward und den Matrosen, die mit gehobenem Revolver und einer Handspeiche den Kutter betraten, zu vertheidigen habe. Gleichzeitig traf Robin, bevor Toby zu einem zweiten Stoß ausholen konnte, diesen mit der Faust in's Gesicht, daß er betäubt zurücktaumelte, einige Male mit den Armen um's Gleichgewicht kämpfte und, bevor Jemand ihn davor zu bewahren vermochte, rücklings über Bord stürzte.

Alle diese Vorgänge hatten die Aufmerksamkeit der beiden gegnerischen Parteien in einem Grade gefesselt, daß Niemand bemerkte, wie es in mäßiger Entfernung einem schwarzen Ungethüm ähnlich hinter dem Eiland hervorschlich und in einem Bogen an die beiden Kutter heranzukommen trachtete. Erst als der durch ein Sprachrohr gerufene Befehl herüber tönte, daß die Segel sofort einzuziehen seien, wurde man des kleinen Kriegsdampfers ansichtig, der schon seit Tagen zwischen den Inseln auf der Lauer gelegen hatte.

Todtenstille war auf beiden Kuttern, die noch immer in voller Fahrt begriffen, eingetreten. Außer Blackwell wußte Keiner, was er zunächst zu beginnen habe. Feu follet hing weinend an Robin's Halse und suchte das reichlich strömende Blut zu stillen. Simeon lag mit dem Oberkörper halb über Bord und sah, von Entsetzen geschüttelt, nach der Stelle hinüber, wo sein Bruder versunken war, um dem etwa Auftauchenden einige Holzkloben zuzusenden; doch er kam nicht mehr zum Vorschein. Edward trieb unterdessen durch Wehen mit einem Tuch den Kommandanten des Dampfers zur Eile.

„Herunter mit den Segeln!" ertönte abermals dessen Stimme, „beigelegt in des Teufels Namen, wer nicht in den Grund gebohrt werden will!"

Die Segel fielen. Die Kutter drängten noch eine kurze

Strecke nach vorne, dann lagen sie schwankend auf den bewegten Fluthen.

Der Dampfer war jetzt so dicht herangekommen, wie er es mit Rücksicht auf seinen Tiefgang nur wagen durfte. Ein Boot wurde zu Wasser gelassen und schoß vor den weit geschwungenen Riemen der vier Matrosen herbei. Der Kommandant stand in demselben. Durch Augenschein bereits über die stattgefundenen Vorgänge unterrichtet, genügten kurze Mittheilungen Edward's und Blackwell's, ihn vollständig aufzuklären.

Als er den Piratenkutter bestieg, fiel sein erster Blick auf die zwischen das Holz verstauten Waaren, die über Bord zu senden bei der herrschenden Verwirrung Keinem eingefallen war. Sein nächster Befehl lautete daher, die Bemannung des Raubkutters als verhaftet sofort an Bord des Dampfers zu schaffen, den Kutter selbst dagegen mit zweien seiner eigenen Leute zum Steuern in's Schlepptau zu nehmen. Robin, Blackwell und Kapitän Evandale gab er anheim, auf ihrem eigenen Fahrzeug nach dem Leuchtthurm zurückzukehren.

„Zu wem gehört das Mädchen?" fragte er zum Schluß.

„Meine Schwester, die Tochter des Farmers Blount," antwortete Simeon, unter dem vollen Eindruck des jähen Endes seines Bruders, mit allen Merkmalen gänzlicher Rathlosigkeit.

„Es ist nicht wahr!" schrie Feu follet laut auf, die sich bereits in die Gewalt des alten Blount zurückgebracht sah und sich schaudernd dessen Rachedurst vergegenwärtigte, der ihr, der mittelbaren Ursache des Todes seines Sohnes, gegenüber unfehlbar zum Ausbruch gelangte; „nein, es ist nicht wahr, er ist nicht mein Bruder! Ich gehöre nicht zu den Blounts!"

„Meine Schwester," betheuerte Simeon überzeugungsvoll, „mag sie zehnmal ihre Eltern verleugnen, meine

Schwester ist und bleibt sie," und laut rief er die beiden zu ihm gehörenden Männer als Zeugen für seine Aussage auf.

Der Kommandant wendete sich an Edward, der freilich einräumen mußte, daß Feu follet bis zur Stunde als die Tochter Blount's zu betrachten gewesen sei, dagegen in Wirklichkeit und nach den vorliegenden Beweisen in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu ihm stehen könne.

„So bleibt mir den Widersprüchen gegenüber kein anderer Ausweg, als sie ebenfalls zu mir an Bord zu nehmen," entschied der Kommandant, sichtbar betroffen durch den Anblick des selbst in seiner Todesangst noch immer lieblichen Mädchens. „Als bisherige Tochter und Schwester der berüchtigten Blounts, denen man schon längst das mit so viel List betriebene Gewerbe legen wollte, ist sie an Bord des mit Raubgütern theilweise befrachteten Fahrzeugs gefunden worden, wodurch mir die unabweisliche Pflicht zufällt, sie gleichfalls in Haft zu behalten."

Dem dringenden Einspruch Blackwell's, Edward's und Robin's begegnete er mit dem Versprechen, daß den Empfehlungen ihrer Freunde vollauf Rechnung getragen werden solle. Feu follet verstand sich nur schwer zu der Trennung von Robin, fügte sich aber in das Unabänderliche, zumal man ihr zusicherte, sie von dem elterlichen Hause fern zu halten. Sie war überhaupt ruhiger geworden, so ruhig, daß es Evandale befremdete. Er meinte, in ihren reizvollen Zügen das Gepräge eines verzweifelten Willens zu entdecken, der nicht leicht zu erschüttern. Wie er es deuten sollte, wußte er nicht. Um so dringlicher sehnte er die Stunde herbei, in der es ihm vergönnt sein würde, sie über ihre Lage zu unterrichten und in seinen Schutz zu nehmen.

So schied man von einander, jedoch nicht, bevor Robin Feu follet an Bord des Dampfers begleitet hatte, wo ihm

von dem Chirurgen die klaffende Wunde zugenäht und ein geeigneter Verband angelegt wurde. Mit sich nahm er genaue Weisungen über sein ferneres Verhalten.

Die Nacht war längst hereingebrochen, als der Dampfer die Richtung nach der Saginawbai einschlug. In seinem schäumenden Kielwasser folgte der gefesselte Raubkutter. Eine Stunde später verließ Robin's Schiff die Manitou-Landing. Der Wind war um diese Zeit heruntergegangen und entschlief bald ganz. Zugleich glätteten sich die noch aufgeregten Fluthen. Nach des alten erfahrenen Thurmwächters Ausspruch eröffnete sich vor den Gefährten die Aussicht, vierundzwanzig Stunden und wohl noch länger auf der Rückreise verbringen zu müssen. Aber als hätten sie für die unfreiwillige Rast entschädigt, die nach den jüngsten Ereignissen umdüsterte Stimmung gehoben, erquickt und erfrischt werden sollen, überströmte der höher steigende Mond den weitgedehnten stillen See mit seinem milden Licht.

Zur frühen Morgenstunde erreichte der Dampfer die Nachbarschaft des Leuchtthurms. Bevor er in der Saginawbai Anker warf, entsendete der Kommandant ein bemanntes Boot nach dem Holzplatz des alten Blount, über dessen Lage er durch Feu follet unterrichtet worden war. Als der das Boot befehligende Offizier, den vielbetretenen Pfad als Wegweiser vor sich, mit seinen Leuten vor der Hütte eintraf, lag der zurückgebliebene Mann in tiefem Schlaf auf der Heuschütte. Er wurde mit der Ankündigung ermuntert, daß er verhaftet sei. Seine vollständige Verwirrung ausnutzend und auf Grund der von ihm ertheilten einander widersprechenden Antworten gelang es leicht, das Raubmagazin freizulegen. Man warf einen Blick hinein und verschloß es wieder sorgfältig, um dessen Entleerung der Gerichtsbarkeit anheim zu geben.

Gleich nachdem vor der Mündung des Flüßchens in

die Bai der Anker gefallen war und bevor die Kunde über den Zweck der Anwesenheit des Dampfers sich verbreitete, wurde die Verhaftung des alten Blount angeordnet. Er sollte einen gesonderten Raum in demselben Gebäude finden, wohin man die anderen Gefangenen schaffte.

Auch Feu follet sollte die Haft nicht erspart bleiben. Es konnte bei dem bevorstehenden Verfahren ihr Zeugniß nicht entbehrt werden; dann aber fürchtete man für ihre Sicherheit, wenn sie in irgend welche Berührung mit heimlichen Genossen ihres Vaters kommen sollte.

Anscheinend gefaßt ließ sie Alles über sich ergehen. Durfte sie doch darauf rechnen, ihrer Freiheit nur so lange beraubt zu bleiben, bis Blackwell, Robin und Kapitän Evandale einschreiten würden. Aber schwer, unsäglich schwer wurde es ihr, als sie von der Landungsstätte aus den Weg nach ihrem Gewahrsam antreten mußte. Obwohl sie von den anderen Gefangenen getrennt worden war, erregte es bei der Bevölkerung des Städtchens doch den tiefsten Unwillen, als man sie auf dem peinlichen Gange beobachtete. Es erhoben sich sogar Stimmen, welche die sie entwürdigende Behandlung laut verdammten. Zu vertraut war man im Laufe der Jahre mit dem freundlichen und gefälligen Kinde geworden, das sich überall heimisch fühlte, nur nicht unter dem Dach des verrufenen elterlichen Hauses. So befand sich auch unter Denen, die sie sahen, Keiner, der sich nicht vermaß, mit Hab und Gut, mit Leib und Leben für sie zu bürgen.

Der erste Meinungsaustausch ging allmälig in Murren über; es folgten die bittersten Schmähungen für Denjenigen, der durch Verhaftung des allgemeinen Lieblings den ganzen Ort beleidigt hatte. Und wie schritt die schlanke Gestalt so anmuthig und doch so tieferust einher! Weder die ihr zugesendeten Grüße und Beweise innigster Theilnahme beachtete sie, noch die lauten Drohungen, daß jedes ihr zu-

gefügte Leid gerächt werden würde, noch die Verwünschungen, die Denjenigen galten, die durch ihr finsteres Wirken sie in den nichtswürdigsten Verdacht gebracht hatten.

Obwohl nicht des kleinsten Fehls sich bewußt und die Augen düster niedergeschlagen, fühlte sie die Blicke Aller, die auf sie hinsahen, in ihrer Seele brennen. Wenn sie aber hier und da Kinderstimmen hörte, neigte sie das Haupt noch tiefer. Sie sagte sich, daß die Erinnerung an ihre jetzige beschämende Lage die Kleinen, mit denen sie unzählige Male liebreich verkehrte, bis in's späteste Alter hinein begleiten würde. Nicht um den Preis des Lebens hätte sie den Weg noch einmal zurückgelegt, und wären Triumphbogen zu ihrem Empfange errichtet worden. Fort, fort wollte sie daher, verschwinden aus einer Landschaft, wo sie sich nur zu zeigen brauchte, um in's Gedächtniß zurückzurufen, daß sie unter dem Argwohn der Betheiligung an dem verbrecherischen Treiben ihrer vermeintlichen Angehörigen gestanden habe.

Endlich erreichte sie das aus festem Mauerwerk bestehende kleine Gerichtsgebäude. Ohne sich umzusehen oder rechts oder links zu schauen, schlüpfte sie hastig durch die Thür. Gleich darauf befand sie sich in einer Kammer, in die demnächst das zu ihrer Bequemlichkeit nothdürftig Erforderliche hineingeschafft wurde. Der Eine und der Andere redete auch wohl tröstlich auf sie ein; allein sie gab sich den Schein, nichts zu hören, nichts zu sehen. Stumm kauerte sie in einem Winkel, das liebliche Haupt in den auf die Kniee gestützten Hände bergend. Es war, als hätte sie mit dem Leben abgeschlossen gehabt. Erst nachdem der Letzte, der ihr Speise und Trank brachte, sich entfernt und mit einem durch Mark und Bein dringenden Knirschen die Thür abgeschlossen hatte, sah sie um sich. Es war ein Blick der Verzweiflung und gänzlicher Gottverlassenheit, den sie im Kreise sandte.

Nach kurzem Grübeln schlich sie an das Fenster. Es war nicht vergittert, lag auf der Hinterseite des Hauses und gegen sechzehn Fuß hoch über der Erde. Prüfend betrachtete sie den Höhenunterschied, dann wieder den Baum, der, wenn vom Winde bewegt, mit seinen äußersten Zweigspitzen und Blättern die Fensterscheiben fegte. Den schwachen Zweigen entlang glitten ihre Blicke bis dahin, wo sie sich zu einem stärkeren einten und dann von einem Ast getragen wurden. Bei ihrem rastlosen Umherschweifen im Walde war sie zu vertraut mit der Tragekraft des grünen Holzes geworden, um Angesichts des sich vor ihr erhebenden Baumes ihren scharfen Verstand nicht gleichsam fieberhaft arbeiten zu lassen. Dann lauschte sie wieder angestrengt.

Es war jetzt Mittagszeit; wie lange konnte es noch dauern, bis der alte Blackwell und Robin, mit ihnen der vornehme Offizier, erschienen, um ihre Entlassung aus der Haft zu bewirken! Ein Schauder durchrieselte sie bei dem Gedanken des Wiedersehens. Denn mochte sie heilig ihre Unschuld betheuern, überhaupt nicht mehr zu der Familie Blount zu zählen, so konnte die Schmach und Schande nicht von ihr abgewaschen werden, daß sie im Kreise von Verbrechern aufgewachsen war und seit frühester Kindheit als zu ihnen gehörig betrachtet wurde. Und Robin, der ihr so vielfach gelobte, daß sie ihm Alles sei, was konnte er Anderes thun, als sich von Einer abwenden, die im Verein mit Missethätern verhaftet und am hellen lichten Tage unter Bewachung über die Straße geleitet worden? Ihr Herz, das bei solchen Betrachtungen sich qualvoll wand und zusammenkrampfte, verzagte, und sie fand keine Thränen der Erleichterung.

Aber ein anderes Bild tauchte vor ihrem Geiste auf, ein Bild süßen Trostes und liebevollen Schutz verheißend: das Bild der unbekannten Mutter, der als so schön geschilderten Frau mit der endlosen Güte und Milde. Und

als sie mit ganzer Seele sich nach ihr sehnte, da drangen die ersten heißen Thränen in ihre Augen. Sie gedachte Windhook's und seiner Rathschläge. Hatte er sie angewidert, so konnte sein Versprechen, sie zu ihrer Mutter zu führen, doch nicht mißverstanden werden. Und wäre er ein Teufel in Menschengestalt gewesen, sie würde nicht gezaudert haben, sich ihm anzuvertrauen. Nur fort, fort, vibrirte es unablässig in ihrer bewegten Brust, fort zur Mutter, von der sie wußte, daß sie ihr verlorenes Kind um der erlittenen Unbilden willen nicht verstoßen, sondern zu sich emporziehen würde, um es zu trösten, zu küssen und ihm in ihren Armen eine neue Welt zu eröffnen.

Dann überwältigte sie wieder die Angst vor Robin, dem guten Onkel Well und dem freundlichen fremden Herrn, die in jeder neuen Minute bei ihr eintreten konnten. So oft sie laute Stimmen im Hause hörte, fuhr sie erschrocken zusammen; argwöhnisch lauschte sie auf die Treppe hinaus, die Jeder, um zu ihr zu gelangen, ersteigen mußte.

So verstrich Stunde um Stunde in tödtlicher Spannung und Sorge. Klopfenden Herzens überwachte sie die höchsten Zweige des Baumes, die in ihrer Regungslosigkeit von der auf dem See herrschenden Windstille zeugten. Erst als Dämmerungsschatten zu ihr hereinschlichen, vernahm sie das geheimnißvolle Flüstern, mit welchem Zweiglein und Blätter, vom Winde leise geschwungen, an die Scheiben klopften, und ihre Besorgniß steigerte sich.

Licht und Abendessen wurden ihr in Begleitung aufmunternder Worte zugetragen. Dadurch ermuthigt, bat sie den Ueberbringer, in dem Kosthause zu fragen, ob dort Nachricht für sie eingetroffen sei. Bereitwillig erfüllte er ihren Wunsch. Ein verklebtes Zettelchen händigte er ihr ein, in welchem nur ein Ortsname und ein bestimmtes Haus genannt waren. Wie von einem Theil ihrer Last befreit, athmete Feu follet auf. Kaum befand sie sich wieder

allein, als sie das Licht auslöschte und sich neben dem geöffneten Fenster aufstellte.

Nach Ablauf einer halben Stunde unterschied sie einzelne Stimmen, die auf der vor dem Gebäude vorüberführenden Straße sich erhoben. Zahlreiche andere gesellten sich ihnen bei. Man sprach offenbar heftig erregt zu einander. Sie glaubte sogar ihren Namen zu verstehen, und neue schwarze Vorstellungen brachen auf sie herein. Am wenigsten konnte sie ahnen, daß ihre Freunde, und deren zählte sie so viele, als das Oertchen Einwohner, sich zusammengethan hatten, um sie zu befreien, ihr die Schmach der Gefangenschaft wenigstens abzukürzen und sie an einem ihrer würdigeren Ort unterzubringen. Aber auch solche Männer waren herbeigeeilt, denen daran gelegen, den wegen Raubes verhafteten Genossen die Thür zu öffnen und sie als gefährliche Zeugen aus dem Wege zu schaffen. Und gerade sie waren es, die am lautesten schrien und tobten und den bedachtsameren Theil der entrüsteten Gesellschaft immer noch mehr aufregten und mit sich fortrissen.

„Heraus mit Feu follet!“ hieß es drohend, daß sie vor Grauen glaubte sterben zu müssen. „Heraus mit dem unschuldigen Kinde!“ — „Wer sah Will o' the Wisp je auf unrechtem Wege?“ — „Freiheit dem guten Irrlicht der Landschaft!“ Und heftige Schläge donnerten gegen die Hausthür, als hätte man sich mit Gewalt Zutritt zu ihr verschaffen wollen. Und wie lange konnte es unter solchen Umständen nur währen, bis man bei ihr eindrang und sie, gleichviel wohin, mit fortschleppte?

Ihre überreizte Phantasie arbeitete reger und ängstlicher, es verschärften sich ihre Sinne. Sie meinte Robin's Stimme zu unterscheiden, dann die des Kapitäns und Blackwell's, die vermittelnd sprachen, und jetzt hielt sie nichts mehr. Vorsichtig zog sie das Zweiglein nach sich, bis sie endlich, Hand über Hand greifend, einen zähen

Zweig erfaßte und mit diesem einen stärkeren Ast zu sich herunterholte, und bevor sie über das Gewagte ihres Unternehmens recht klar wurde, glitt sie durch das Fenster. Gleichzeitig bog der Ast sich unter ihrem Gewicht, doch nur bis zu einer bestimmten Grenze, dann brach er knirschend und krachend, ein Geräusch, welches indessen von dem Lärm auf der Straßenseite des Hauses gewissermaßen verschlungen wurde.

Hatte das schmiegsame Holz sie nicht ganz hinuntergetragen, so war der Stoß, mit welchem sie auf die Füße zu stehen kam, doch gemildert worden, daß sie nicht einmal das Gleichgewicht verlor. Sie stand noch, um nach der Ueberanstrengung wieder zu sich selbst zu kommen, als das Schreien und Poltern auf der Straße sich plötzlich verstärkte und von wildem Johlen begleitet wurde.

Feu follet begriff, daß man die Thüre entweder gewaltsam erbrochen oder von innen freiwillig geöffnet hatte. Grausen bemächtigte sich ihrer. Nur einige Sekunden zögerte sie, um ihre Gedanken zu ordnen; dann flog sie förmlich durch den eingefriedigten Garten, auf dessen anderem Ende den Zaun mit Leichtigkeit übersteigend. Dort, wo sie sich bereits gesichert fühlte, säumte sie wieder, um über die einzuschlagende Richtung mit sich zu Rathe zu gehen.

Erst der durchdringende Jubel, mit dem man begrüßte, ihre Zelle leer zu finden, und der erbitterte Wortwechsel, unter welchem man der geplanten Befreiung der verhafteten Räuber wehrte, belebten sie wieder. Gleich darauf war sie im Schatten des Waldes verschwunden, und vertraut mit jedem Fußbreit der finsteren Umgebung, eilte sie sicheren Schrittes davon. Es beruhigte sich ihr Blut, es wuchs ihre Zuversicht in demselben Grade, in welchem der Lärm hinter ihr schwächer wurde und endlich ganz verstummte.

Eine halbe Stunde mochte sie, ohne anzuhalten, ihren

hindernißreichen Weg verfolgt haben, als zwischen dem Gesträuch hindurch Feuerschein ihr entgegenströmte. Bald darauf betrat sie das noch belebte Zeltlager der Schippewäs. Auf den ersten Blick erkannte man, daß dringende Noth sie zu später Stunde noch so weit herausgetrieben hatte. Alsbald regten sich alle Hände, vor dem Feuer eine Decke als Sitz für sie auszubreiten und ihr Speisen darzureichen, die sie zum ersten Mal, seitdem sie an Bord des Kutters gegangen war, nicht zurückwies. Zugleich schilderte sie ihre Lage und Rathlosigkeit, den braunen Freunden die Verpflichtung auferlegend, Keinem, wer es auch sein möge, Auskunft über ihren Besuch und Verbleib zu ertheilen.

Mit unzweideutiger Ehrerbietung lauschten Alle ihren Worten. Dem als Irrlicht geborenen Zaubermädchen gegenüber gab es kein Zweifeln oder Schwanken. Was sie auch fordern mochte: es wurde im Voraus bereitwillig gewährt; als einen Vorzug betrachtete man, ihr dienen zu können.

Nach kurzer Berathung mit Gume Gabow entsendete dieser einen jungen Mann nach der von Feu follet genau bezeichneten Stelle mit der Botschaft an Windhook, daß sie ihn erwarte. Dann rüstete sie sich, um in Gume Gabow's und Wabasso's Begleitung die Halbinsel zu überschreiten. Mitternacht war bereits vorüber, als sie ihre Wanderung antraten. Rüstig einherschreitend erreichten sie bald nach Tagesanbruch einen See, wo sie bis zum Abend zu rasten beschlossen. Ein größeres Rindenkanoe war dort von den Schippewäfischern zwischen Schilf und Binsen versteckt worden. Das bestiegen sie, und auf den von hoher Sumpfvegetation bekränzten See hinausrudernd, fanden sie leicht eine geschützte Stätte, wo sie den Tag über gegen Späheraugen gesichert waren.

Ein Flüßchen stellte die Verbindung zwischen dem See und dem Michigan her. In dieses bogen sie gegen Abend ein. Obwohl gezwungen, hier und da das leichte Fahr-

zeug über seichte Stellen hinwegzutragen, erreichten sie nach zwei Tagen und zwei Nächten dessen Mündung.

Windhook und der junge Indianer waren bereits anwesend. Letzterer begab sich von dort aus auf den Heimweg, wogegen Gume Gabow und Wabasso mit ihren kurzen Schaufelrudern die weitere Führung des Kanoes übernahmen. Nachdem Windhook ebenfalls in dem schwanken Fahrzeug Platz genommen hatte, glitt dieses auf den See hinaus, um die Fahrt südlich an der Küste hin fortzusetzen. Da aus Vorsicht bei Tage gerastet wurde, ging die Reise verhältnißmäßig langsam von Statten.

So verstrich eine Woche, bevor es Windhook gelang, in einem unbedeutenden Küstenörtchen Feu follet mit besseren Kleidungsstücken zu versehen. Von dort aus kehrten die Schippewäs auf demselben Wege zurück, den sie gekommen waren, wogegen Windhook Gelegenheit fand, mit Feu follet die Flucht auf einem flinken Schooner fortzusetzen.

Siebzehntes Kapitel.

Blackwell, Kapitän Evandale und Robin waren in der That erst gelandet, nachdem man den Angriff auf das Gerichtsgebäude eingeleitet hatte. Sie trafen gerade früh genug ein, um die Befreiung Blount's und seiner Genossen zu vereiteln.

Durch die Flucht Feu follet's, die sie, nach den Spuren zu schließen, ohne fremden Beistand bewirkt hatte, waren sie auf's Neue in tiefe Sorgen gestürzt worden. Ihre Unruhe wurde dadurch gesteigert, daß die Nachforschungen erst, wenn der Tag wieder leuchtete, beginnen konnten. Anfänglich bezweifelte kaum Jemand, daß man das bis auf den Tod geängstigte Mädchen bald wieder wohlbehalten vor sich sehen werde. Als aber zwei Tage verstrichen, ohne daß man auf die leiseste Spur von ihr stieß, wurden

Edward und Robin besorgter. In demselben Grade dehnten sie ihre Nachforschungen in weiteren Umkreisen aus. Kein Mittel blieb unversucht, kein Geld wurde gespart, um wenigstens Auskunft über ihren Verbleib zu erlangen, und Alles erwies sich als vergeblich.

Sogar im Lager der Schippewäs erkundigte man sich nach ihr, um indessen nur zu hören, daß Niemand sie gesehen, das verfolgte geheimnißvolle Irrlicht zuverlässig in dem heimathlichen Sumpf Zuflucht gesucht habe. Aus denselben Ursachen weigerten ihre treuen braunen Freunde sich, an dem ferneren Spüren und Suchen theilzunehmen. An eine unselige Handlung des verzweifelnden Mädchens wollten weder Evandale noch Robin und Blackwell glauben. Wohl aber hielten sie es für möglich, daß das weit und breit bekannte und gern gesehene Irrlicht bei einem abgelegen hausenden Farmer ihren Unterschlupf gefunden habe und sich dort, erneuerter Angriffe auf ihre Freiheit gewärtig, verborgen halte.

So stellte bei dem Verhör der Gefangenen sich ebenfalls nicht mehr heraus, als man bereits wußte. Wie der alte Blount jeden näheren Verkehr mit dem verdächtigen Windhook, der überhaupt nur zwei Tage in der Gegend weilte, glaubhaft ableugnete, behauptete und beschwor er auch, von Feu follet's Flucht nichts zu wissen. Er meinte indessen hämisch, daß ihr zuzutrauen, freiwillig in den Tod gegangen zu sein, was Denjenigen zur Last falle, die auf die eine oder andere Art ihren Kopf mit tollen Vorspiegelungen verwirrt hätten.

Und wiederum gingen Tage dahin, und wie Edward, gewann auch Robin, obwohl von der Erfolglosigkeit fernerer Bemühungen überzeugt, es nicht über sich, eine Gegend zu verlassen, in der er seine letzte Hoffnung auf eine glückliche Zukunft begraben zu haben glaubte. Da verfiel Edward auf den Gedanken, noch einmal persönlich mit dem alten

Blount in Verkehr zu treten, der sammt seinem Sohne für betriebene Seeräuberei einer empfindlichen Strafe entgegensah. Er begab sich zu ihm in seine Zelle; doch trotz seiner ernsten Vorstellungen und des Versprechens, daß mit Rücksicht auf seine Beziehungen zu Feu follet er keine Strafe zu erwarten habe, blieb er bei der Behauptung, über deren Verbleib nichts zu wissen. Er selbst wollte offenbar nicht sprechen, sein Sohn Simeon konnte nicht, und Toby, der Einzige, der Aufschlüsse zu ertheilen befähigt gewesen, wie man voraussetzte, lag auf dem Boden des Sees.

Ueber die Art der Aufnahme Feu follet's in seine Familie, einen Thatbestand, den er nicht mehr ableugnen konnte, sprach er sich freier aus. Er gab zu, daß Vaughan auf der Kanadaseite zu ihm gekommen sei und vorgeschlagen habe, ein verwaistes kleines Mädchen gegen Entgelt an Kindesstatt anzunehmen. Ausdrücklich hatte er dabei hervorgehoben, daß die Erziehung in seinem Hause genüge, weiteres Unterrichten dagegen nicht rathsam, um die heranwachsende Kleine nicht den einfachsten Lebensgewohnheiten zu entfremden. Als Heirathsgut hatte er ihr ausdrücklich die von ihm selbst angekaufte Farm bestimmt, was Edward dahin deutete, daß ihr dadurch die Rückkehr in die Kreise, aus denen sie hervorgegangen war, endgiltig abgeschnitten werden sollte.

Weiteren Fragen gegenüber räumte Blount ein, daß Vaughan in der That im Besitz zweier gleichalteriger Mädchen gewesen sei, die für Zwillingsschwestern hätten gehalten werden können. Auf Edward's Einwendung, weshalb er zuerst die eine Kleine in Empfang genommen, dann aber gegen die zweite ausgetauscht habe, sah Blount ihn erstaunt an.

„Das muß Ihnen der Teufel selber gesagt haben," versetzte er nach kurzem Sinnen, während ein boshaftes

Grinsen auf sein tückisches Gesicht trat, „wissen Sie aber so viel, gibt's keinen Grund, den wahren Sachverhalt vor Ihnen geheim zu halten: als meine Frau das erste Ding auf den Armen hielt, wurde sie inne, daß es krank und abgezehrt aussah und keine zwei Wochen Lebenszeit mehr verhieß. Um aber alsbald ein Begräbniß zu besorgen und die Farm wieder herauszugeben, hätten wir weniger scharf sein müssen. Dem Vaughan paßte es ebenfalls nicht, mit 'nem todkranken Kinde zu reisen. Da gab's denn einen ordentlichen Wortwechsel, bevor er sich zu dem Tausch verstand und an Bord des Dampfers zurückkehrte. Ich vermuthe, das kleine Ding hat schon in dem Huron sein Grab gefunden."

Edward's Fragen nach Merkmalen, die sich vielleicht auf Feu follet's Herkommen bezogen, beantwortete er dahin, daß Vaughan ersichtlich peinlich darauf bedacht gewesen, solche zu beseitigen. Ein Packet Wäsche und Kleider hatte die schwarze Wärterin ihm wohl eingehändigt; er entsann sich indessen genau, daß kein einziges Stück gezeichnet gewesen. Den Namen Harriet habe Vaughan wohl nur genannt, weil das Kind bereits auf denselben hörte. Auch das andere sei im Verkehr mit dem schwarzen Weibsbild so gerufen worden, ein Beweis, daß Vaughan selber keinen Unterschied zwischen den beiden Würmern gekannt habe.

Wenig befriedigt verließ Edward den verstockten Missethäter. Nur die Ueberzeugung nahm er mit fort, daß über Feu follet's Persönlichkeit, so weit sie eins der beiden geraubten Kinder, kein Zweifel mehr walten könne. Aber wo die zu ihr führenden Spuren suchen und finden? So fragte er sich, und Verzweiflung ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er während des flüchtigen Verkehrs mit ihr nur die Hand hätte auszustrecken brauchen, um die ihm übertragenen Anrechte an sie geltend zu machen.

Und weiter verstrichen die Tage in banger Erwartung

und Sorgen, Tage, die er sowohl wie Robin, der plötzlich die letzte Schaffenslust verloren zu haben schien, regelmäßig beim alten Blackwell beschlossen. Doch auch im Verkehr mit ihm, der zuversichtlich auf Feu follet's Rückkehr hoffte, fanden sie keine Ermuthigung. Im Uebrigen beklagten er wie seine Frau den Verlust ihres Lieblings, als ob man eine theure Angehörige von ihrem Herzen gerissen habe.

Drei Wochen waren seit dem Verschwinden Feu follet's dahingegangen. Mit kalten Regenstürmen hatte der Herbst sich angemeldet und der See unter deren Einfluß ein finsteres Gesicht aufgesetzt, als eines Tages ein an ihn gerichteter Brief größeren Umfanges Edward eingehändigt wurde. Die Aufschrift verrieth, daß er von Bianka kam. Als er ihn öffnete, lagen drei verschiedene Schreiben, unter diesen ein versiegeltes und von unbekannter Hand adressirtes vor ihm. Zunächst griff er nach dem Bianka's; dann las er mit maßlosem Erstaunen.

„Theurer Edward! Ich bin so erschüttert, so tief ergriffen, daß ich meine Gedanken kaum noch in Worte zu kleiden vermag. Ich beschränke mich daher auf die nothwendigsten Mittheilungen. Bei einem Bankhause in Chicago habe ich Dich mit einer Summe von fünfzigtausend Dollars accreditirt. Beeile Dich, hinzukommen und zu handeln. Was Du zu thun hast, sagt Dir das beiliegende offene Schreiben. Telegraphire sofort, wenn ich kommen soll.

Deine getreue Bianka."

Noch unter dem vollen Einfluß der räthselhaften Kunde, in der sich eine ungewöhnliche Gemüthsbewegung widerspiegelte, schlug Edward den erwähnten Brief auseinander. Zunächst las er die Unterschrift. „Harry Griffith!" wiederholte er unwillkürlich halblaut; dann ließ er die Hände sinken. Wie um seine Fassungsgabe zu verstärken, starrte er in's Leere.

„Harry Griffith," sprach er abermals schaudernd vor

sich hin, und er meinte ihn vor sich zu sehen, wie er, von dem Beil des Choctaws tödtlich getroffen, zu Boden stürzte. „Sollte er die furchtbare Verwundung wirklich überlebt haben?“ fragte er sich. Unglaublich erschien es ihm. Er hob den Brief empor. Ja, da stand er geschrieben der Name, genau so, wie er ihn unter der Scheidungsurkunde gesehen und mehrfach feindselig betrachtet hatte. Schon allein an dem seltsamen Schnörkel hätte er ihn erkannt. Ihn graute, als wäre plötzlich ein dem Grabe Entstiegener vor ihn hingetreten. Die Buchstaben und Worte wanden sich vor seinen Augen durcheinander. Er mußte sich zu ruhigem Denken zwingen, um den Inhalt mit Verständniß zu lesen.

„Bianka!“ hieß es mit offenbar unsicherer Hand geschrieben, „es kostet mich Ueberwindung, diesen Schritt zu thun, und doch kann ich nicht anders. Ermüdet nach langem Umherirren, sehne ich mich nach Ruhe. Unsere Tochter befindet sich bei mir. Der finstere alte Mann ist indessen nicht länger eine Gesellschaft für sie. Willst Du sie wiedersehen und behalten, so schicke mir ohne Zeitverlust durch eine gewissenhafte Vertrauensperson die Summe von fünfzigtausend Dollars. Beauftrage den Betreffenden zugleich, Harriet in Empfang zu nehmen und zu Dir zu begleiten. Unser Wiedersehen würde Dir nicht minder peinlich sein, als mir, und alte Wunden wieder bluten machen. Nur wenige Tage bleibe ich in dieser Stadt. Solltest Du meine Forderung nebst allen Nebenbedingungen nicht erfüllen, so verlierst Du Deine Tochter auf ewig.

Ich ahne Dein Mißtrauen und schlage Dir einen Weg vor, auf dem jede Möglichkeit einer Täuschung ausgeschlossen: Du beauftragst Deinen Vertrauensmann, einen auf hier lautenden Wechsel, zahlbar nach Sicht, mir einzuhändigen. Befindet er sich in meinem Besitz, so übergebe ich ihm Harriet, und dann erst erhebe ich das Geld.

Solltest Du, trotz meiner Scheu, Dir noch einmal zu begegnen, persönlich hier am Ort auftauchen, so würde ich mit Harriet sofort verschwinden. Die ganze Angelegenheit geschäftlich behandelnd, erkläre ich feierlich, jeden Versuch, das Kind durch Gewalt oder Intriguen meinem väterlichen Schutz zu entwinden, ähnlich zu beantworten. Der von Dir Bevollmächtigte findet auf der Post lagernd einen Brief unter der Adresse: H. G. X. In demselben sind die Mittel, mich aufzufinden, an die Hand gegeben. Du siehst, ich bin vorsichtig, ein Beweis, wie ernst ich zu Allem entschlossen bin. Ist Dir an dem Wiedersehen mit Deiner Tochter gelegen, so lasse gleiche Vorsicht walten."

Nachdem Edward den Brief zu Ende gelesen hatte, bedurfte er der Zeit, mit dem Erfahrenen sich einigermaßen vertraut zu machen. Daß Griffith die Verwundung überlebt hatte, unterlag allerdings keinem Zweifel mehr. Außerdem charakterisirte ihn die schnöde Gelderpressung, zu deren Mittel er die eigene Tochter wählte. Den Gedanken, daß Feu follet wirklich in seine Gewalt gerathen sein könne, verwarf er ebenso schnell, wie er entstand, als eine Unmöglichkeit.

Die Nachricht konnte sich also nur auf das andere Kind beziehen, von welchem Blount behauptete, daß es in den Huron versenkt worden. Er gedachte Ringlet's und der krankhaften Furcht, in welcher ihr Vater vor jenem Vaughan, also vor Griffith, lebte, und ein neues Gewirre von Verkettungen erhob sich vor ihm. Wenn aber die sich daraus ergebenden Muthmaßungen und unbestimmten Ahnungen ihn nicht täuschten, welche von den beiden jungen Wesen war dann wirklich Bianka's Tochter? Diejenige, die sich in der Begleitung Griffith's befand, oder Feu follet, die erst gesucht werden sollte, und in der Harriet Griffith zu erblicken er nicht mehr von sich abzuweisen vermochte?

So sann und grübelte er, als seine Augen auf den dritten Brief fielen. Ihn öffnend, entdeckte er auf dem Umschlag einige von Bianka's Hand geschriebene Worte. „Seit vierzehn Tagen ist dies in meinem Besitz, doch mußte ich erst auf Deine genaue Adresse warten," las er, und schlug rasch das Papier auseinander. Es enthielt nur wenige zierlich ausgeführte Zeilen, und neues, jetzt aber freudiges Erstaunen bemächtigte sich seiner, als er las:

„Auch in El Paso ist unseres Bleibens nicht. Wir müssen weiter ziehen. Gott mag wissen, wo und wann wir endlich zur Ruhe gelangen. Treue Herzen grüßen den fernen Freund. R . . . . . ."

„Ringlet," wiederholte Edward gerührt durch diesen, wenn auch unverkennbar vorsichtig gehaltenen Beweis eines freundlichen Andenkens. Vor seinen geistigen Blicken erstand die von süßem Zauber umwebte holde Gestalt. Der Doktor und seine Tochter befanden sich also immer noch auf der Flucht vor räthselhaften Gefahren. Zugleich schwand die seine ganze Seele in Aufruhr versetzende Möglichkeit, Ringlet in Chicago vorzufinden. Es zerrissen die phantastischen Bilder, die sich eben noch vor ihm aufbauten, um an deren Stelle Zweifel und marternde Ungewißheit treten zu lassen. Doch die vor ihm liegende Aufgabe duldete kein Säumen.

Nachdem er Bianka schleunigst über den Empfang der Briefe und seine Bereitwilligkeit, ihren Anweisungen gemäß zu handeln, berichtet hatte, rüstete er sich zur Abreise. Leicht gelang es ihm, Robin zu überreden, sich ihm anzuschließen und für die Dauer seiner Abwesenheit den Kutter der Obhut des alten Blackwell anzuvertrauen. Ueber den Zweck seiner Reise hatte er ihn nur bis zu einer bestimmten Grenze unterrichtet. Hauptsächlich war ihm daran gelegen, einen unanfechtbaren Zeugen zur Seite zu haben, im Falle Griffith nur zu einer List seine Zuflucht genommen

haben sollte, um abermals eine größere Zahlung von Bianka zu erpressen. Und wer konnte ahnen, ob die Person, die er für deren Tochter ausgab, nicht die erste beste gewissenlose Abenteurerin, die, von ihm berathen, untergeschoben werden sollte, wenn auch nur auf so lange, bis er seinen Raub in Sicherheit gebracht haben würde. —

Nachdem die beiden Gefährten in Chicago in einem Gasthofe abgestiegen waren, führte ihr erster Weg sie nach der Post, wo Edward in der That den von Griffith hinterlegten Brief mit der Angabe seiner Wohnung vorfand. Von dort aus eilten sie nach dem Bankhause, wo Edward den Wechsel in Empfang nahm. Zum Schluß setzte er sich mit einem Polizeibeamten in Verbindung, dessen wenig auffällige Begleitung er sich erbat. Denn nachdem Griffith in der Nachbarschaft des Red River kein Bedenken getragen hatte, ihn meuchlings niederzuschießen, hielt er ihn auch hier, von plötzlich aufloderndem Haß beseelt, einer heimtückischen Handlung für fähig, wenn auch nur sich darauf beschränkend, Bianka's Tochter ihm verrätherischer Weise vorzuenthalten.

Nach allen Richtungen hin bedachtsam vorbereitet, traf er mit dem Gefährten in dem bezeichneten Gasthause ein. Auf seine Frage nach Griffith wurde ihm die Antwort ertheilt, daß er sich in seinem Zimmer befinde. Während er als der von Frau Bianka Griffith abgesendete Herr angemeldet wurde, beschlich ihn ein eigenthümliches Gefühl peinlicher Spannung. Seine Unruhe wuchs, indem er unwillkürlich das unzweifelhaft furchtbar entstellte Gesicht seines Todfeindes sich zu vergegenwärtigen suchte. Seinen Ideengang störte der Aufwärter mit den Worten, daß Herr Griffith ihn erwarte. Edward auf dem Fuße folgte Robin.

Als der Aufwärter die Thür öffnete, fiel Edward's erster Blick auf einen untersetzten älteren Mann mit

rundem bartlosen Gesicht, der ihn, mit dem einen Auge blinzelnd, mißtrauisch betrachtete. Ueber ihn hinwegsehend, suchte er nach der ihm vertrauten Gestalt Griffith's. Außer dem Ersteren war indessen kein Anderer anwesend. Noch auf der Schwelle stehend, kehrte Edward sich diesem wieder zu. Schärfer sah er auf ihn hin, und ihm war, als ob das Blut ihm in den Adern hätte stocken müssen. Zugleich fiel es wie Schuppen von seinen Augen. Um seinen Gemüthszustand zu verheimlichen, wendete er sich noch einmal an Robin. Nur einige Worte raunte er ihm zu, worauf er mit der Bemerkung schloß: „Es ist Alles in Ordnung, und daher jede Zeugenschaft überflüssig."

Mit einer höflichen Verbeugung trat er ein. War der vor ihm Stehende durch sein Verfahren wirklich beunruhigt worden, so verstand er es, sich zu beherrschen. Auf Edward's Anrede, ob er die Ehre habe, Herrn Griffith zu begrüßen, antwortete er kalt verbindlich mit etwas unbeholfener Verneigung, Griffith sei sein Name.

Edward hatte unterdessen seine volle Besonnenheit zurückgewonnen. Es spielte sogar ein eigenthümlich spöttisches Lächeln um seine Lippen, indem er mit derselben Zuvorkommenheit fortfuhr: „So mag ich ungesäumt auf den Zweck übergehen, zu dem ich hierher abgeordnet wurde. Von Ihrer geschiedenen Frau, Bianka Griffith, wurde ich beauftragt, fünfzigtausend Dollars an Sie auszuzahlen und dafür die ihr so lange vorenthaltene Tochter in meine Obhut zu nehmen."

„Darauf vorbereitet," hieß es in ruhigem Geschäftstone zurück, „zaudere ich nicht, die Ihnen vielleicht räthselhaft erscheinende Angelegenheit sofort zum Abschluß zu bringen und der Erfüllung Ihrer Verpflichtung die der meinigen unverzüglich folgen zu lassen."

Edward legte den Wechsel vor. Nach sorgfältiger Prüfung erklärte der angebliche Griffith sich befriedigt

und erbot sich, um den Abschied von ihr zu vermeiden, ihm seine Tochter zuführen zu lassen.

„Vorher noch ein Wort, wenn es Ihnen beliebt," versetzte Edward, aufmerksam nach dem Korridor hinauslauschend, „es sind noch einige Fragen zu erheben, bei deren Erörterung die Anwesenheit der jungen Dame allerdings nicht wünschenswerth erscheint."

„Ich stehe zu Ihren Diensten, obwohl mir unverständlich, daß nach Erfüllung der beiderseitigen Bedingungen nicht Alles erledigt sein sollte."

„Im Grunde handelt es sich nur um unwesentliche Dinge," erklärte Edward, und durchdringend sah er auf das breite Gesicht des vor ihm Stehenden, „ich finde nämlich, daß Sie seit unserer letzten Begegnung vor einem halben Jahr unten am Red River sich sehr veränderten."

Das breite Gesicht wechselte die Farbe, und lebhafter blinzelte das linke Auge, als es zurück hieß: „Wir sollten einander begegnet sein? Ich entsinne mich wenigstens nicht."

„Zum ersten Mal auf der Plantage Evandale an dem Tage, an welchem die Scheidung zwischen Ihnen und Ihrer Frau vollzogen wurde."

„Es muß unbedingt ein Irrthum walten," lautete die mit sichtbarer Verstörtheit ertheilte Antwort.

„Die Möglichkeit, daß eine Verwechslung der Person stattfand, gebe ich zu. Aber ich möchte darauf schwören, daß ich beobachtete, wie Sie im Garten von Evandale lustwandelten. Näher und wahrscheinlicher liegt dagegen unser letztes Zusammentreffen, dessen Sie selbst sich allerdings nicht entsinnen können. Zwei bis drei Monate ist es erst her. Ich befand mich Ihnen damals so nahe, wohl noch näher, als jetzt. In der elenden Behausung der verstorbenen Tänzerin Lazarina, der verehelichten Woodkirk, war es. In dem Nebenzimmer stand ich hinter dem Kleider-

träger, als Sie eintraten und zwischen dem Eisengeräth eifrig suchten."

So lange Edward sprach, schien Woodkirk immer kleiner zu werden. Wie nach einem Halt suchend, stützte er sich mit der Hand auf den Tisch. Sein Gesicht erstarrte in Entsetzen. Die Augen drohten ihre Höhlen zu verlassen. Das letzte Wort war indessen kaum gefallen, als er auf dem Gipfel plötzlich erwachter Wuth zähneknirschend ausrief: „Hölle und Verdammniß über den verfluchten Verrath!" Doch bei einer so gewiegten Verbrechernatur konnte die Besonnenheit nur auf Sekunden verloren gehen. Seine unvorsichtige Uebereilung verschleiernd, trat tückisches Grinsen auf seine erregten Züge, und einer herausfordernden Haltung sich befleißigend, sprach er in verachtungsvollem Tone: „Wer Sie sind und was Sie bezwecken, errathe ich nicht; vermuthe aber, daß Sie darauf ausgehen, selbst einen Betrug zu verüben."

Edward zuckte die Achseln geringschätzig und bemerkte kaltblütig: „Ich bin der Kapitän Evandale und bezwecke nicht mehr und nicht weniger, als Sie zur Rechenschaft für Ihr finsteres Treiben zu ziehen. Denn nach der mir ertheilten Beschreibung können nur Sie es gewesen sein, der vor mehreren Wochen in der Nachbarschaft der Saginawbai plötzlich auftauchte, nach zwei Tagen wieder verschwand und bald darauf die Tochter der Frau Griffith heimlich entführte —"

„Ich entführte sie nicht," fiel Woodkirk mit erheuchelter Entrüstung ein, „sondern nachdem ich ihr die Vereinigung mit ihrer Mutter in Aussicht gestellt hatte, ging sie freiwillig mit mir. Ueber die Art, wie ich es ausführte, bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig, sondern dem Vater, in dessen Auftrage ich handelte."

„Im Auftrage Griffith's?"

„In seinem Namen; er hatte Ursache, einer persön-

lichen Begegnung mit seiner Tochter auszuweichen, und den Freundschaftsdienst durfte ich ihm nicht versagen. Auch das Geld ist für ihn bestimmt."

„Sie scheinen nicht zu wissen, daß Griffith bei meiner letzten Begegnung mit ihm von einem Indianer erschlagen wurde."

In Woodkirk's Gesicht vollzog sich eine neue Wandlung. Schrecken, Enttäuschung und Wuth kämpften um den Vorrang. Nur noch das Trachten kannte er, durch Flucht sich dem ihm drohenden Verhängniß zu entziehen. Mit anscheinend zufälliger Bewegung glitt die rechte Hand in die linke Brusttasche. Doch bevor er sie hervorzog, hielt Edward ihm den gespannten Revolver vor die Stirn.

„Die erste Bewegung bezahlen Sie mit dem Leben," rief er ihm mit einem Ausdruck zu, der nicht mißverstanden werden konnte. Dann lauter: „Es ist Alles in Ordnung, daher jede Zeugenschaft überflüssig!"

Die Thür öffnete sich und herein schritten zwei Polizisten, denen Robin sich angeschlossen hatte. Als sie neben Edward hin traten, der die Richtung seiner Waffe nicht änderte, redete er sie mit den Worten an: „Ich übergebe Ihnen hier den berüchtigten Woodkirk, der wegen zahlreicher Fälschungen und schließlichen Einbruchs vor einigen Monaten in New-York verhaftet und in's Gefängniß geworfen wurde, aber nach kurzer Zeit, wahrscheinlich unter Mitnahme des versteckt gehaltenen Raubes wieder entsprang. Des Weiteren klage ich ihn an, unter falschem Namen ein junges Mädchen entführt zu haben, um es als Mittel zu den schamlosesten Erpressungen —"

„Wofür Du verdammt sein sollst!" fiel Woodkirk, der nunmehr seine wahre Natur nach Außen kehrte, wie in Tobsucht, unbekümmert um das ihm drohende Loos hohnlachend ein, und blitzschnell zog er den Revolver hervor.

Doch vor ihm standen Männer, die stets auf alle mög-

lichen Fälle vorbereitet waren, und bevor er die Waffe in Anschlag brachte, hatte ein an kurzem geschmeidigem Griff befestigter Bleiknopf ihn dergestalt auf den Oberam getroffen, daß sie ihm entfiel. Dann dauerte es nur wenige Minuten, bis des wüthend Aufbrüllenden Hände durch eiserne Ringe vereinigt waren und er vollständig wehrlos dastand.

„Sie erlauben, daß ich, bevor Sie ihn abführen, einige Fragen an ihn richte,“ wendete Edward sich an die Beamten, und als diese bereitwillig zusagten, nahm er zuerst den auf dem Tisch liegenden Wechsel, den er ihnen zur Prüfung einhändigte. „Dies ist die Summe,“ begann er, „um die er Frau Griffith, eine angesehene Dame, zu betrügen gedachte. Nähere Aufschlüsse zu ertheilen bin ich zu jeder Stunde und an jedem Ort bereit, und bitte nur, zu berücksichtigen, daß ich meinen Aufenthalt in dieser Stadt nach Möglichkeit abzukürzen wünsche.“ Er kehrte sich Woodkirk wieder zu: „Weilt Fräulein Harriet hier im Hause?“

„In der Obhut der Wirthin,“ antwortete Woodkirk, begreifend, daß er durch Auskunftverweigerung seine Lage am wenigsten günstiger gestalte.

„Gehen Sie und überzeugen Sie sich von der Wahrheit der Angabe,“ wendete Edward sich an Robin, der alsbald hinauseilte. Und wieder zu Woodkirk: „Griffith war im Besitz zweier Kinder, als er von Kanada herunter kam. Beide hießen Harriet. Können Sie glaubwürdig feststellen, ob das von Ihnen entführte die Tochter der Frau Griffith ist, oder die der verstorbenen Lazarina?“

Ueber Woodkirk's erregtes Gesicht flog ein Ausdruck teuflischen Hohnes.

„Das mag Griffith selber nicht mehr gewußt haben,“ erklärte er mit der trotzigen Gleichgiltigkeit eines jede Nachsicht verachtenden Verbrechers, „so viel ich mich ent-

sinne, ließ er sich angelegen sein, alle Spuren, die zur Aufklärung hätten führen können, zu vernichten. Vermuthlich ging er darauf aus, daß wenn das eine sterben sollte, er in dem anderen immer noch das Mittel besaß, Ansprüche an das Vermögen der Frau Griffith zu erheben. Jetzt ist er todt, wie Sie behaupten, da hat er das Geheimniß mit sich zur Hölle genommen. Für mich war die Eine so viel werth, wie die Andere. Es lag also keine Ursache vor, mich viel nach einem Geburtsschein umzuthun."

„Vielleicht besinnen Sie sich auf Nebenumstände, die dazu dienen, die verbürgte Wahrheit zu ergründen?"

„Schwerlich," höhnte Woodkirk triumphirend, „ich sah die beiden Babies nebeneinander, bevor Griffith mit ihnen nach Kanada flüchtete, und schon damals gehörte ein gutes Auge dazu, sie von einander zu unterscheiden."

„Sie standen unzweifelhaft im brieflichen Verkehr mit Griffith —"

„Wer das sagt, fördert die niederträchtigste Lüge zu Tage, die je darauf berechnet gewesen, Menschen in die Irre zu führen," warf Woodkirk ingrimmig ein.

„Und ich bin überzeugt, daß Sie genug Briefe von ihm empfingen, um seine Handschrift so täuschend nachahmen zu können, wie in dem verrätherischen Brief an Frau Griffith geschah."

„Erlogen, Alles erlogen, bei der ewigen Verdammniß!"

Edward öffnete seine Brieftasche, entnahm derselben das ihm von der unglücklichen Tänzerin eingehändigte Schriftstück und hielt es geöffnet vor des Gefesselten Augen.

„Dieser Brief war an Sie gerichtet," sprach er mit sichtbarem Widerwillen, „wie er in meine Hände gerieth, ist Nebensache. Aber er liefert den Beweis, daß von derselben Stelle aus auch noch andere an Sie gelangten."

„Die Hölle über das verfluchte Weib, dem Sie den Fetzen verdanken!" schrie Woodkirk, in seiner thierischen

Wuth jeden ferneren Versuch der Täuschung über seine Verworfenheit verschmähend, „aber hängen möchte ich noch in dieser Stunde und mich drei Tage am Strick drehen, bevor der Teufel mich holt, hätte ich damals geahnt, wen die verrätherische Satanshexe hinter dem Plunder versteckt hatte."

„Vielleicht entdecken wir Briefe beim Durchsuchen seines Gepäcks und der Taschen," wendete der eine Beamte zuvorkommend ein; „es wird Ihnen dann anheimgegeben werden, sie zu prüfen."

Edward dankte durch eine Bewegung, und Woodkirk sich zukehrend, nahm er das Verhör wieder auf: „Sie verweigern mir jede Auskunft über den Verbleib des zweiten Kindes?"

„Was ich nicht weiß, kann ich nicht verrathen. Wüßte ich es aber, sollte mich jedes verdammte Wort gereuen, das ich darüber verlöre."

In diesem Augenblick riß Robin die Thür auf und rief auf dem Gipfel seiner freudigen Erregung herein, daß Feu follet sich wohlbehalten im Hause befinde, und mit dem letzten Wort verschwand er wieder.

„Dem Zeugen darf blindlings Glauben beigemessen werden," erklärte Edward den beiden Beamten, „und ich selbst habe hier meine Aufgabe beendigt. Sollten mein Zeugniß, wie das meines Begleiters und des jungen Mädchens gewünscht werden, so wissen Sie uns zu finden," und mit einem letzten Blick des Abscheues auf Woodkirk verließ er das Zimmer.

Die Beamten versicherten sich aller Habseligkeiten des Gefangenen; sogar seine Taschen leerten sie, und ihn zwischen sich nehmend, begaben sie sich auf die Straße hinaus. Dort hielt eine geschlossene Miethskutsche, in die sie ihm hinein halfen, und in scharfem Trabe ging es nach dem Staatsgefängniß.

Edward hatte sich unterdessen nach dem Zimmer begeben, wo die Wirthin ihm ihren lieblichen Gast vorstellte. Ja, das war Feu follet, dasselbe junge Wesen, dessen erster Anblick ihn einst entzückte, dasselbe rastlose Irrlicht, dem er ebenso schnell seine warme Theilnahme zugewendet hatte. Nur abgehärmt erschien ihr liebes Antlitz nach dem längeren Verkehr mit dem ihr widerwärtigen Begleiter, während doch die Farben des Glückes und der Freude, hervorgerufen durch das Wiedersehen mit Robin, es noch verschönten. Ueber den Verlauf der jüngsten Ereignisse wurden nähere Erläuterungen ihr vorläufig vorenthalten.

Sie erfuhr nur, daß binnen wenigen Tagen ihre Mutter eintreffen würde, um sie mit in ihre Heimath fortzunehmen. Ihre Uebersiedelung nach einem der ersten Gasthäuser erfolgte selbigen Tages. Vollkommen eingeschüchtert, erstaunt bis zur Sprachlosigkeit, betrat sie den zu ihrem Aufenthalt bestimmten reich ausgestatteten Raum. Es erzeugte den Eindruck, als hätte sie gefürchtet, die mit Sammet überzogenen Möbel zu berühren, ihr eigenes Bild in dem großen Goldrahmenspiegel zu betrachten. Ihre Befangenheit wuchs bis zur Verwirrung, als die Wirthin auf Edward's Wunsch sie vollständig neu einkleidete, ohne indessen die Grenzen wohlthuender Einfachheit zu überschreiten, und sie auf's Beste mit Allem versah, was zum Gebrauch einer jungen Dame geeignet. Wo aber das Fremdartige ihr Schwierigkeiten zu bereiten und Zwang aufzuerlegen drohte, da halfen die ihr angeborene Anmuth und der außergewöhnliche Scharfsinn bald über Alles hinweg. Meinte sie doch zu träumen, in eins jener lieblichen Märchen versetzt zu sein, deren Kenntniß sie der treuen Fürsorge ihres alten Freundes auf dem Leuchtthurm verdankte.

Nur stiller wurde sie und nachdenklicher. Umringt von einer, nach ihren Begriffen königlichen Einrichtung, wirkte

doppelt nach die Erinnerung an die Zeiten, in denen sie, unbeaufsichtigt, unbelehrt und von Widerwillen gegen das vermeintliche elterliche Haus und dessen sittenlose Bewohner beseelt, aufwuchs, während jene unstete Irrlichtnatur sich in ihr entwickelte. Bevor Edward, und zwar schon am ersten Abend, dem alten Blackwell die Rettung seines Lieblings brieflich verkündete, schrieb er an Bianka.

Mit der dringlichen Aufforderung an sie, schleunigst nach Chicago zu kommen, wo er aus zwingenden Ursachen noch einige Zeit zurückgehalten werde, einte er den ernsten Rath, ihm Gelegenheit zu bieten, sie auf das Wiedersehen mit Harriet vorzubereiten. Er nannte sie einen Engel der Schönheit und Anmuth, deren Einführen in ganz neue, ihr vollkommen fremde Verhältnisse immerhin Vorsicht und weise Schonung erheische.

(Fortsetzung folgt.)

Mustapha's Teppich.

Erzählung aus Bosnien. Von **Vinko Zorič.**

Mit Illustrationen von G. Schöbel.



Ein halbes Hundert krummer, enger Gäßchen, zu beiden Seiten besetzt mit niedrigen, wenig tiefen, hölzernen Verkaufsbuden: das ist der Bazar von Serajewo, der Hauptstadt Bosniens.

Auf dem Bazar, Tscharchija genannt, sind die Verkaufsstände der Gemüse-, Schnittwaaren-, Kleider- und Pelzhändler; hier arbeiten vor den Augen der Vorübergehenden die Handwerker, die Schneider, Schuster, Töpfer, Tischler, Klempner, Schlosser, Waffenschmiede, Kupferschmiede und Teppichweber. Einheimische und Landleute aus der Umgebung der Stadt oder aus weiterer Entfernung, Christen und Mohammedaner, Soldaten und Civilisten, Europäer und Asiaten schieben sich vorbei an den „Dutschans", den Verkaufsbuden, und durch die Menschenmassen zwängen sich noch die langen Züge der Tragpferde, der kleinen, beständig schreienden Packesel, Magaratze genannt.

Das ist ein buntes, lautes Leben auf der Tscharschija, an vier Tagen in der Woche! An drei Tagen geht es hier ruhiger zu, am Freitag, Sonnabend, Sonntag, dann feiert man hier hintereinander, um Niemanden zu verletzen, den mohammedanischen, jüdischen und christlichen Ruhetag.

Dafür wird aber an den vier Arbeitstagen um so mehr geleistet, und die fleißigsten der Arbeiter gönnen sich kaum so viel Zeit zu einem Zwiegespräch, den Nachbar in seinem Dutschan zu besuchen oder in einem der einfachen Cafés ein Täßchen des braunen, süßen Trankes zu schlürfen.

Der fleißigsten einer aber ist Mustapha Balič, der Teppichweber.

Maschallah! Welch' ein Arbeiter ist das! Wie arbeitet er mit Händen und Füßen, an denen er die Enden verschiedener Fäden festgeknüpft hat, wie wirft er die Fäden durcheinander, wie wächst, wenn auch langsam, unter seinen Händen das Gewebe, das bestimmt ist, ein Gebetsteppich für einen frommen Muselmann zu werden, der dieses nothwendigste Stück seiner Reiseausrüstung mit sich führen wird.

Gewiß, Jussuf Radosav ist ein frommer Muselmann, der ebenso eifrig in der Erfüllung der Gebete des Korans ist, wie Mustapha beim Teppichweben. Das ist aber auch das einzige Vergleichbare, das Mustapha und Jussuf haben, trotzdem sie Nachbarn sind. Da oben auf dem sattelförmigen, schräg zur Ebene abfallenden Grat des Trebevičberges, der Serajewo überragt, liegen ihre Häuser, im üppigsten Grün der Akazien- und Pflaumenbäume versteckt.

Jussuf ist ein alter, würdiger Mann, und Mustapha ein noch sehr junger Bursche, der erst seit Kurzem verheirathet ist. Jussuf ist ein reicher Kaufmann, dessen Tragthiere in langen Kolonnen ganz Bosnien und die Herzegowina durchziehen, und Mustapha ist ein armer Teufel, der sich mühsam seinen Lebensunterhalt erwirbt.

Aber wie reich ist er gegen Jussuf, den Kaufmann!

Das kleine Haus Mustapha's birgt unter dem vierseitigen spitzen Dache einen Schatz, eine Perle, ein kostbares Gut, wie es der Sultan in Istambul in seinem Harem nicht besitzt, ein junges, schönes Weib, Emina, eine vollerblühte, bosnische Schönheit.

Doch leise! Es ist unpassend, ja beleidigend, von der Frau eines Muselmanns zu reden, selbst wenn sie eine Schönheit ist wie Emina. Und Mustapha ist eifersüchtig, wahnsinnig eifersüchtig!

Viele trübe Stunden schon hat dem armen Burschen diese Leidenschaft bereitet, aber wer kann gegen die Gewalt des Herzens! Das ist mächtiger als der Menschenwille!

Wer einen solchen Schatz besitzt, wie Mustapha, der fürchtet eben auch, ihn zu verlieren. Und er liebt dieses Weib mit allen Kräften seines Herzens, und sie liebt ihn wieder!

Oder nicht?

Hat sie nicht so und so viele andere Freier ausgeschlagen, um aus freien Stücken die Gattin des armen Teppichwebers zu werden?

Wenn ihr Vater auch nicht reich ist, so hat er doch Ansehen auf der Tscharschija, und sein Besitzthum ist mindestens zehnmal größer als das Mustapha's, der außer seinem Häuschen und dem kleinen Garten eigentlich gar nichts besitzt. Und ist nicht der Vater Emina's ein berühmter Kupferschmied, der mit den wunderbarsten Mustern seine Kannen, Krüge und Platten ciselirt und punzt? Er hat viele Kinder, und das schmälert seinen Besitz, der in so viele Theile geht, gespart hat er auch nichts, denn bevor der Schwaba, der Deutsche, Herr im Lande war, sparten nur die Thoren. Die Ersparnisse wurden ja doch von den Begs und den Agas weggeholt.

Emina hätte gewiß Anspruch darauf gehabt, einen

reichen und vornehmen Mann zum Gatten zu erhalten, denn selbst unter den schönen Frauen Bosniens ist sie eine Schönheit! Gesehen hatten sie ja die Freier nicht, die sie zum Weibe begehrten, da sie, seit sie zur Jungfrau herangereift war, vor dem Gesicht den dichten Schleier trug und wenig aus den Mauern des Harems herauskam. Aber die Kunde von ihrer Schönheit war doch allenthalben durch die geschäftigen Frauen verbreitet worden, die von Harem zu Harem ziehen, um dann den heirathslustigen älteren und jüngeren Männern Winke zu geben, in welchem Hause eine schöne oder reiche Frau zu holen sei.

Mustapha hatte Emina gekannt, als sie noch ein kleines Mädchen war und ohne Schleier mit den Kindern auf der Straße spielte. Er war einige Jahre älter als sie, aber zeitweise hatte er doch mit ihr an den gemeinsamen Spielen der Jugend theilgenommen. Zwischen den Kindern von Arm und Reich gab es keinen Unterschied! Aber wenn auch von den Kinderjahren her Mustapha wußte, daß Emina eine Schönheit werden mußte, wenn er auch in liebender Erinnerung der Jugendgespielin gedachte, so wäre es ihm doch niemals eingefallen, an eine Heirath mit Emina zu denken.

Wie war er daher überrascht, als vor Jahresfrist der alte Asis, ein Freund des Vaters Emina's, gegen Abend zu ihm in den Dutschan kam und ihm nach langen Vorbereitungen und Reden über sehr gleichgiltige Dinge endlich sagte, er solle um Emina anhalten, sie wolle seine Gattin werden.

Dem alten Asis wäre seine Sendung fast übel bekommen, denn Mustapha glaubte, der Alte, der als Schelm bekannt war, wolle ihn zum Narren haben. Erst am zweiten Tage nahm Mustapha die Erzählung des Asis ernst. Emina liebte den Jugendgespielen, den sie, so oft er bei dem väterlichen Hause vorüberging, beobachtet hatte.

Wie oft hatte sie gewünscht, daß er am Freitag Abend zum Aschyllik zu ihr an das Thor käme. Um diese Zeit versammeln sich nämlich die Burschen an den Hofthüren der Häuser, in denen heirathsfähige Mädchen sind. Durch ein Loch in der Mauer, das so eingerichtet ist, daß man das Mädchen nicht sehen kann, unterhalten sich die Freier mit den verschleierten Heirathskandidatinnen jenseits der Mauer. Aber Mustapha kam nicht, und die anderen Freier harrten vergebens am Thor auf eine Antwort Emina's.

Nun war Emina gar vor Sehnsucht nach dem Geliebten erkrankt, und der Vater, der die Tochter zärtlich liebte, wollte sie ohne Heirathsgut dem armen Weber geben. . . .

Einen Monat später waren Mustapha und Emina Mann und Frau, und erst nach der Hochzeit verliebte sich Mustapha in sein schönes Weib leidenschaftlich. Gleichzeitig aber wurde ihm auch Angst vor dem Glück, das er hatte, und die Eifersucht zog in sein Herz ein.

Wenn er in seinem Dutschan so lange gewebt hatte, bis die bunten Fäden, an denen er arbeitete, vor seinen Augen flimmerten, dann gönnte er sich die Zeit, um aufzublicken, und dann sah er sicher hinüber nach den Minarets auf dem Trebević, die er von seinem Platze aus deutlich unterscheiden konnte. Sein Haus lag weiter unten am Bergabhange, an dessen Fuß im Thale der liebliche Bach der Miljacka floß. Mustapha konnte sein Haus nicht sehen, nur die Spitze von dem Dache Jussuf's, das etwas höher lag, lugte aus dem herrlichen Grün hervor.

Wenige Augenblicke später arbeitete Mustapha wieder an seinem Teppich. Wenn ein Lächeln auf seinem frischen, offenen Gesichte erschien, dann dachte er sicher an Emina und mit welcher Zärtlichkeit sie ihn begrüßen würde, wenn er Abends heimkehre. Wenn aber, gleich Wolken vor der Sonne, finstere Schatten auf seinem Gesichte erschienen, wenn er die Lippen aufeinander preßte, und sein Athem



Arbeite, Mustapha, arbeite! (S. 82).

rascher und lauter ging, dann hatte ihn der Dämon der Eifersucht gepackt, und Mustapha dachte daran, wieviel Verlockungen ein junges, schönes Weib ausgesetzt sei durch die klatschenden Zuträgerinnen, die alten Hanums,*) die von einem Harem zum anderen zogen. Sie waren Trägerinnen von Liebesbriefen und von allerlei heimlicher Botschaft, sie brachten von reichen Männern Geschenke, denn mit Geschenken ist das Herz der Orientalinnen und insbesondere der Haremsfrauen am leichtesten zu gewinnen.

Was haben sie denn auch sonst von ihrem einsamen und abgeschlossenen Leben, als die Freude am Klatsch und am Schmuck?

Arbeite, Mustapha, arbeite! Willst Du nicht Deiner Emina ein Goldgehänge mit echten Dukaten kaufen, damit sie es als Schmuck an ihrem Fez befestigt? Wie oft hast Du schon in dem Dutschan des Dir befreundeten Goldschmiedes nach dem Preise eines solchen Gehänges für die Kopfbedeckung gefragt! Hundert Gulden fordert der Goldschmied, aber wenn Du auch erst zwanzig Gulden heimlich gespart hast, die Hundert werden schon voll werden! Welch' ein Gesicht Emina machen wird, wenn Du ihr den Schmuck bringst, wie ihre schwarzen Augen leuchten werden, wie die Röthe der Freude ihr in Gesicht und Hals steigen, und wie sie Dir mit den zärtlichsten Küssen Deine Liebe lohnen wird!

Ein glückseliges Lächeln schwebt um die Lippen Mustapha's.

Oder ob er ihr nicht lieber für die zwanzig Gulden, die er besitzt, ein Stück Stoff kaufen soll, wie es ihm Jussuf gestern zeigte, als er an seinem Dutschan vorüberkam? Ein Stück Stoff aus schwerer Seide — roth, gelb, blau und dazwischen Goldfäden, dicke, echte Goldfäden.

---

*) Frauen.

Welch' eine Pracht! Was wohl Emina zu einem solchen Geschenke sagen würde?!

Wozu brauchte Jussuf, der schon lange Wittwer war und nicht mehr an's Heirathen dachte, diesen Stoff, der doch nur für ein Weib Werth hatte? Mustapha hatte Jussuf direkt darnach gefragt, aber der alte Sünder hatte mit den Augen gezwinkert und die Achseln gezuckt und dann lächelnd gesagt: „Die kleinen Lämmer, die Frauen, lieben solche goldenen Stoffe!"

O, das ist ein Feiner, ein Schlauer, dieser Jussuf! Der hat es faustdick hinter den Ohren, der alte Sünder! Den jugendlichen Liebhaber spielt er trotz seiner Jahre! Und dieser Mann war sein Nachbar!

Ein Stöhnen kam aus der Brust Mustapha's. Er warf seine Weberei bei Seite und gürtete seine hölzernen Sandalen an.

„Was hast Du denn, Mustapha?" fragte sein nächster Nachbar, der Schuster, „willst Du schon fort? Noch hat der Muezzin nicht zum Gebet gerufen, die Sonne steht noch hoch am Himmel!"

Mustapha murmelte einige unverständliche Worte, dann ließ er die Vorhänge aus grauer Leinwand vor seinem Dutschan herunter, die bei Nacht den einzigen Verschluß der Arbeitsbude bildeten. Auf der Tscharschija gibt es keine Diebe, und Nachts haben die Wächter acht!

2.

Wenn es eine treue, ehrliche Frau in dem Harem eines armen Mannes gibt, so ist dies sicher Emina. Sie liebt ihren Mann und weiß, daß er sie wieder liebt. Er würde sich nie dazu entschließen, eine zweite Frau zu nehmen, was immer eine Demüthigung für die erste Frau ist und allerlei Unannehmlichkeiten für sie im Gefolge hat. Mustapha ist auch zu arm, um an eine zweite

Frau zu denken, selbst wenn seine Liebe zu Emina erkalten sollte.

Emina ist klug! Sie beschloß, lieber die einzige Frau eines armen Mannes zu werden, als einen reichen Mann zu heirathen, der ihr noch mehrere Nebenfrauen gab. Allerdings in Bosnien und der Herzegowina heirathet der Muselmann fast nie mehr als ein Weib, aber er ist doch berechtigt dazu, und Niemand kann es ihm verbieten, drei oder noch mehr Frauen zu nehmen, wenn er sich nur reich genug glaubt, um sich diesen sehr kostbaren Luxus zu gestatten.

Emina wußte, daß Mustapha sie liebte, aber sie kannte auch seine Eifersucht. So sehr er sich auch Mühe gab, dieselbe zu verbergen, so brach die Leidenschaft doch immer wieder bei ihm durch und verrieth sich. In der ersten Zeit hatte die jungverheirathete Emina diese Eifersucht als eine Art Bevorzugung, als eine Ehre betrachtet. Nur Männer, die ihre Frauen sehr lieb haben, sind so eifersüchtig wie Mustapha. Seine Leidenschaft war ihr gewissermaßen die Garantie seiner Liebe und ihres Eheglückes.

Auf die Dauer aber wurde diese Eifersucht lästig. Mustapha verbot seiner jungen Frau jeden Umgang. Argwöhnisch wurde er schon, wenn sie einen Besuch in einem befreundeten Harem machte, eifersüchtig war er, wenn sie auf die Straße ging, trotzdem sie nicht nur einen dichten Schleier, sondern auch noch eine starke schwarze Halbmaske vor dem Gesichte trug. Nicht einmal Frauenbesuche sollte sie empfangen, denn der lächerliche Mustapha argwöhnte wahrscheinlich, unter diesen Frauen, die er ja selbst nicht unverschleiert sehen durfte, könne ein verkleideter Mann sein. Nicht einmal eine von den Hanums, welche die allerneuesten Neuigkeiten gegen Bezahlung oder gute Bewirthung von Harem zu Harem trugen, sollte hin und wieder Emina

besuchen. Diesen alten Hanums mißtraute Mustapha am allermeisten.

Eine einzige Dienerin hatte Emina, ein elfjähriges Mädchen, die Tochter einer serbischen Wittwe aus der Nachbarschaft. Mit diesem Kinde gab es wenig Unterhaltung, besonders nicht über Dinge, welche eine Haremsfrau interessiren. Außerdem forschte Mustapha die kleine Dienerin aus. Emina wußte es, daß er das Kind durch kleine Geschenke bewog, ihm auf sein Befragen von dem Rechenschaft zu geben, was Emina in jeder Stunde seiner Abwesenheit gethan. Janja, so hieß die kleine Dienerin, hatte es ihr selbst gesagt, als Emina ihr neulich das bunte Kopftuch schenkte. In ihrer Herzensfreude verrieth Janja das Geheimniß und überhaupt ... sie diente treu Demjenigen, der ihr am meisten schenkte. Das steckte bei Janja so im Blute.

Gegen die Eifersucht gibt es Mittel, natürlich Zaubermittel, das wußte Emina aus den Unterhaltungen in den Harems, die sie früher besucht hatte. Mit solchen Zaubermitteln konnte man Alles erreichen: Eifersucht vertreiben und erwecken, Liebe hervorrufen und verschwinden machen. Die alten Hanums kannten solche Zaubermittel wohl, und wenn man ihnen ein paar Silberstücke schenkte oder ein Kleidungsstück, so wendeten sie den Zauber an, trotzdem der Koran solche Zauberei streng untersagt.

Janja wurde in das Vertrauen gezogen und durch allerlei Kleinigkeiten gewonnen. Sie erkundigte sich in einigen fremden Harems im Auftrage Emina's und brachte auch eines Tages richtig Tifia-Hanum in das Haus Mustapha's.

Tifia-Hanum war eine alte Hexe und wer sie unverschleiert sah, pries das Gebot des Propheten, der das Tragen des Schleiers auf der Straße gebietet. Die ab-

schreckend häßlichen Weiber vom Schlage Tifia's beleidigen wenigstens nicht durch ihren Anblick das Gefühl der Leute auf der Straße. Sie war häßlich, runzlig, zahnlos, heiser und schmutzig, also das Urbild einer Hexe, wie sie die Sagen der Mohammedaner schildern. Dieses abschreckende Aeußere aber war gewissermaßen die Garantie für die Begabung Tifia's als Hexe. Als sie das erste Mal zu Emina kam und sich im Harem entschleierte, hatte sich diese vor dem alten Weibe schier entsetzt. Sie empfand ein Grauen vor Tifia, aber dadurch gleichzeitig festes Vertrauen zu ihren Zauberkünsten.

Mehrere Besuche Tifia's vergingen mit Vorbereitungen und Besprechungen. Nun war sie endlich gekommen, um den Zauber wirklich auszuüben. Es war Nachmittags, als sie Emina aufsuchte. Mustapha war auf der Tscharschija, und sein Kommen vor Ablauf einiger Stunden nicht zu erwarten. Zur Sicherheit wurde Janja als Posten auf der Straße aufgestellt, um das etwaige unvermuthete Eintreffen des Hausherrn zu melden. Außerdem mußte sie aus dem Hause entfernt werden, da sie bei der Zauberei nicht anwesend sein durfte.

In dem nur mit einigen Teppichen und zwei Schemeln möblirten Haremszimmer hockten Emina und Tifia am Boden. Vor ihnen stand eine Kohlenpfanne mit glühenden Holzkohlen und eine Metallkanne mit Wasser. Mit Grauen und doch voll Neugier sah Emina dem Treiben Tifia's zu. Die Alte malte unter beständigem Murmeln etwas auf ein Stückchen weißes Papier und warf dann dieses auf die glühenden Holzkohlen.

„Du nicht brenne, Brief, nicht Du, o Blättlein,
Sondern nur die Eifersucht Mustapha's!"

Wiederum machte Tifia unter geheimnißvollem Gemurmel ein Blättchen Papier zurecht und warf es in die Wasserkanne.



„Wasser! nicht ertränke Brief und Blättlein,
Sondern nur die Eifersucht Mustapha's!"

Noch ein drittes Blättchen machte Tifia zurecht, ein winzig kleines, und durch die Haremsfenster blies sie es in's Freie.

„Nicht entführt, o Winde, Brief und Blättlein,
Sondern nur die Eifersucht Mustapha's!"

Der Zauber war vorüber.

Um ihr Vergehen zu sühnen, kniete Tifia in einer Ecke des Gemaches nieder und betete den Rosenkranz. . . .

Emina hatte das Zimmer verlassen, um die Hanum nicht in der Andacht zu stören, plötzlich kam sie erschreckt hereingestürzt und rief: „Entferne Dich! Mustapha kommt, er ist schon unten am Eingang der Straße."

Tifia zog den Schleier über das Gesicht und eilte aus dem Hause mit einer Schnelligkeit, die man ihren Jahren nicht zugetraut hätte.

Sie begegnete auch Mustapha in der Nähe seines Hauses, doch dieser konnte nicht bemerken, ob die Verschleierte aus seinem Gehöft kam, da dieses hinter einer Baumgruppe verborgen lag. Aber genährt wurde der Argwohn Mustapha's, den ein Anfall von Eifersucht zu ungewohnter Stunde nach Hause getrieben hatte.

Da stand er vor dem hölzernen Thor, das nach der Straße hinausführte. Durch ein Loch im oberen Theile des Thores griff er hindurch und hob den hölzernen Riegel, der in drei kunstvollen Einschnitten lag, heraus. Das Thor öffnete sich, und in dem Hofe fand Mustapha die kleine Janja, die an dem steinernen Becken des Brunnens eine Kanne blank putzte.

Das Kind sah so verlegen aus, als wäre es bei einem Unrecht ertappt worden, Mustapha glaubte wenigstens eine gewisse Unsicherheit in ihren Blicken zu sehen.

„Ist die Hanum allein?" fragte er, um sich zu vergewissern, daß kein weiblicher Besuch da sei, der ihm das Betreten des Haremszimmers nicht gestattet hätte.

Janja nickte und Mustapha stieg die Holztreppe empor, die an der Außenseite des Hauses zum Oberstock emporführte. Dann betrat er eine Art Vorplatz des Oberstockes

und ging durch die Thür in das Haremszimmer. Da stand sie vor ihm! Die gelben Dimitje, die Pluderhosen, die sie trug, ließen die fast kindliche Schlankheit ihrer Gestalt hervortreten; das schneeweiße Hemd, das ihren Oberkörper verhüllte, ließ alle Schönheit des jungen Weibes zur vollsten Geltung kommen. Der rothe Fez, den vorn ein kleiner Blumenstrauß schmückte, saß kokett auf ihrem blauschwarzen Haare und unter diesem Fez leuchteten zwei dunkle Augen in Liebe und Zärtlichkeit.

Mustapha war wie berauscht von dem Anblick seines schönen Weibes, einen Freudenruf stieß er aus, seine Arme öffnete er weit, und jauchzend sank Emina an seine Brust!

Das war ein Augenblick höchster Glückseligkeit, vergessen alle Eifersucht, alle Zweifel!

„Ellahu akbar, ellahu akbar, ellahu akbar! Mohammeda rassul ellalah ill' Allah!“ *)

Deutlich klang der Gesang des Muezzins vom Minaret. Von Moschee zu Moschee pflanzte sich der Ruf fort, wie aus den Wolken tönte er, feierlich und erhaben und in der Ferne verklang er wie ein Echo,

Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, und die Zeit des Abendgebetes war gekommen. Mustapha eilte nach der Ecke, wo sein Gebetsteppich lag, und Emina verließ das Zimmer, um draußen zu beten.

Eilig faltete Mustapha den zusammengerollten Teppich auseinander, um darauf niederzuknieen. Plötzlich fuhr seine Hand zurück, und aus seiner Brust kam ein Ruf des Schreckens und Entsetzens!

Hatte einer der Skorpione, die in den zahlreichen Mauer-

*) Gott ist groß, Mohammed ist sein Prophet, Gott ist Gott!

ritzen hausen, ihn in die Hand gestochen? War eine giftige Schlange in dem Gebetsteppich verborgen?

Wie versteinert stand Mustapha erst. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen, als wolle er einen Spuk verjagen!

War das Zauberei? O, Allah, Allah, habe Mitleid mit dem armen Mustapha! Es war Wirklichkeit, in den Gebetsteppich eingewickelt lag ein Stück golddurchwirkten Seidenstoffes, von einer Pracht, die für die Armuth Emina's unerschwinglich war. Solchen Goldstoff hatte der Nachbar Jussuf höhnisch lächelnd vor einigen Tagen Mustapha gezeigt.

Mustapha fühlte, wie das Blut in seinen Augen gerann, vor seinen Augen flimmerten die Fäden des Goldstoffes.

Wie aus weiter Ferne klang der Ruf des Muezzins zu ihm herüber, er mahnte ihn an seine Pflicht, und wie im Traume gehorchte Mustapha dem Gebote des Korans. Er schleuderte den Goldstoff bei Seite und sank, überwältigt von seinen fürchterlichen Gedanken, auf den Gebetsteppich. „Gott ist groß, Gott ist groß, Gott ist groß!" murmelten seine Lippen mechanisch, aber andere Gedanken mischten sich in sein Gebet. „Mein Weib liebt mich nicht mehr, sie liebt diesen Jussuf. — Und Mohammed ist sein Prophet! Zerstört Lebensglück und Freude! — Gott ist Gott!"

Dreimal berührte die Stirn Mustapha's den Boden.

„O Herr, schenk' mir Antheil am Paradiese, laß mich sterben, o Allah, daß dieses Entsetzliche nicht von mir durchlebt werden muß; schenk' mir Antheil am Paradiese, laß' mich eingehen zu Deiner Erleuchtung. Sterben soll sie, die Elende! O meine Gedanken, meine Zweifel, meine Befürchtungen haben mich nicht getäuscht! — Laß den heiligen Glauben sich weiter ausbreiten, Allah, daß auch

die Ungläubigen Deinen heiligen Namen preisen und anerkennen Mohammed, Deinen Propheten!"

Wieder schlug die Stirn Mustapha's auf den Fußboden, aber kaum hatte er noch die Kraft, sie wieder zu erheben. Heiße, glühende Thränen stürzten aus seinen Augen, auf seinen Lippen erstarben die unsinnigen, gotteslästerlichen Gebete. . . .

Emina hatte auf dem Vorplatz ihr Gebet verrichtet und wendete sich lächelnd um, als Mustapha jetzt aus dem Haremsgemache trat. Ihr Lächeln erstarb allerdings, als sie das aschgraue, verzerrte Gesicht des Gatten sah, aber dieses Lächeln hatte auch Mustapha bemerkt, und es brachte ihn um den Verstand. Sie verhöhnte ihn noch, die Falsche!

Laut auf schrie Emina, als Mustapha ihren Arm packte. Nicht achtete er jedoch ihr Schreien, er schleppte die vor Schreck und Entsetzen Sprachlose in das Haremsgemach und wies auf das Stück durchwirkten Stoffes, das auf dem Boden lag.

„Wie kommt dies hierher?" schrie Mustapha und preßte den Arm Emina's noch mehr. „Wie kommt das hierher? Sprich, oder ich tödte Dich auf der Stelle!"

Emina schrie auf! Der Schmerz, den sie im Arm empfand, brannte nicht so sehr, wie die furchtbaren Worte, die ihr der Gatte zurief. Sie war nicht im Stande, zu antworten.

Sie ahnte wohl, es handle sich um einen Ausbruch der Eifersucht Mustapha's, um den schlimmsten Ausbruch, den er je gehabt, aber sie wußte sich nicht zu erklären, wie dieses Stück kostbaren Stoffes auf den Boden des Gemaches kam.

Mustapha stürzte hinaus, aber im nächsten Augenblick war er wieder im Zimmer, den blankgezogenen krummen Säbel, den Handschar, in der Hand, den er von der Wand



des Vorplatzes gerissen. Seine Augen waren blutunterlaufen, vor seinem Munde stand Schaum.

Er stieß Emina zu Boden, so daß sie in die Kniee sank und schwang den Handschar drohend über ihrem Haupte.

„Wo kommt das her? Wer gab Dir dies?"

„Ich bin unschuldig, Mustapha, ich bin Dein Weib, Dein treues, ehrliches Weib, ich weiß nicht, wie dieser Teufelsstoff in unser Haus gekommen ist!"

„Du weißt es nicht? Du Lügnerin, Du Verworfene!"

Mustapha zückte den Handschar zum tödtlichen Streiche, Emina schreit gellend auf ... hernieder sauste der Handschar!

Er traf den Boden, so daß die Klinge zersprang, Mustapha taumelte und brauchte einige Sekunden, um wieder Halt auf den Füßen zu gewinnen. Im letzten gefährlichsten Augenblick hatte sich Janja, die auf das Jammergeschrei der Herrin herbeigeeilt war, ihm an die Beine geworfen, ihn zu Falle gebracht und den tödtlichen Streich von Emina's Haupt abgewendet.

Mustapha schleuderte den zerbrochenen Handschar fort und streckte mit einem Faustschlag Janja zu Boden.

An den Haaren riß er die halbohnmächtige Emina empor und schleppte sie hinaus auf den Vorplatz, er zerrte sie die Treppe hinab und stieß sie von sich.

„Sei verflucht in alle Ewigkeit!" schrie er, halb wahnsinnig vor Zorn. „Ich trenne mich von Dir, Du Verworfene, Du bist meine Frau nicht mehr!"

Durch diese Formel, in arabischer Sprache ausgesprochen, wird im Islam die Scheidung rechtlich vollzogen.

Emina sank mit einem Schrei zu Boden und blieb bewußtlos liegen. Nicht einen Blick warf er auf die Ohnmächtige. Was kümmerte sie ihn? Sein Weib war sie nach Recht und Gesetz nicht mehr!

— — — — — — — — — — — —

Durch die Gassen stürmte Mustapha, daß ihm die

Bekannten scheu auswichen und die Kinder, die auf der Straße spielten, furchtsam vor ihm enteilten. Bis fast an den Miljackabach hinab raste er den Bergabhang, bis er zu dem Gehöfte kam, in dem der Vater Emina's wohnte.

Dieser war soeben mit den Söhnen von der Tscharschija heimgekehrt, als Mustapha in den Hof stürmte. Hier, auf offenem Platze, vor den Dienern, die dem Vieh in den Stallungen gerade Futter gaben, schrie Mustapha die Schande Emina's aus und erklärte dem Vater, daß er ihm die Verstoßene in sein Haus zurücksende.

Der Vater Emina's war durch die Beleidigung, die ihm durch die Zurücksendung der Tochter und die Beschuldigung Mustapha's angethan wurde, auf das Heftigste gekränkt.

„Du Hundesohn!" schrie er. „Das ist der Dank dafür, daß meine Tochter sich Dir an den Hals warf? Daß Dich die giftige Schlange beiße, der Du meine Tochter in Verruf bringen willst! Herbei, meine Söhne, und schlagt diesem Hundesohn den Schädel ein, rächt die Ehre eurer Schwester und meines grauen Hauptes!"

Mustapha war so klug, nicht abzuwarten, bis ihm die drei erwachsenen Brüder Emina's auf den Hals kamen, er flüchtete aus dem Gehöft und eilte zu Jussuf, den er für den Frevler hielt, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen oder sich blutig an ihm zu rächen.

In dem Gehöfte Jussuf's wurde ihm der Bescheid, daß der Hausherr nach der Herzegowina gereist sei und erst in einigen Tagen wieder zurückkehren werde

Vorläufig mußte Mustapha seine Rache also verschieben.

Er ging nach seinem Hause zurück und fand den Hof leer. Emina, die wieder zu sich gekommen war, hatte sich entfernt, um zu ihrem Vater zurückzukehren. Nur Janja

saß auf der untersten Stufe der Treppe zum Oberstock und hielt sich den Kopf, der sie von dem schweren Faustschlage Mustapha's noch immer schmerzte. Die Kleine war ganz willenlos, und es war Mustapha leicht, von ihr zu erfahren, daß eine Frau heimlich Emina besucht, und daß Janja während dieser Besuche draußen auf der Straße Posten gestanden habe. Wer die Besucherin gewesen sei, wußte Janja nicht anzugeben, oder sie hielt es für gefährlich, dem wüthenden Manne mehr zu erzählen. Mustapha führte die Kleine bis vor das Thor und befahl ihr, zu ihrer Mutter zu gehen.

Er selbst ging in den kleinen Garten an der Hinterseite des Hauses und warf sich in das Gras, um dort in der Einsamkeit um sein verlorenes Glück zu weinen.

Es ist Nacht! Der Vollmond steht klar am Himmel, und nicht ein Wölklein trübt den leuchtenden Himmelsdom. Aus den Gärten am Abhang des Trebević klingen Liebes- und Heldenlieder, klingen Gusla und Tamburitza.*) Um die Balustraden der Minarets sind wegen des morgigen mohammedanischen Feiertages bunte Lampen gehängt, die Nachtigallen schlagen in den Büschen, von der Miljacka her, wo die Gärten sind, in denen die österreichischen Offiziere und Beamten Abends sitzen, tönen hin und wieder die Klänge der Militärmusik, die dort konzertirt. Abgerissene Akkorde klingen von dort herauf bis zu dem armen Mustapha, der noch immer das Gras in seinem Garten mit seinen Thränen netzt, mit Thränen des Grams, des Schmerzes und der Verzweiflung! Für ihn scheint der Mond nicht, für ihn klingt nicht Musik und Gesang. Die Mauern seines Hauses, in dem bisher das Glück

*) Bosnische Saiteninstrumente, ähnlich der Mandoline und Guitarre.

gewohnt, scheinen ihm verflucht, und er wagt es nicht, die Schwelle des Hauses zu überschreiten, als fürchte er dort der Erinnerung zu begegnen.

3.

Der Morgen findet Mustapha auf der untersten Treppenstufe sitzend, an derselben Stelle, an welcher die kleine Janja gestern Abend gesessen. Wie sie, hält sich Mustapha den schmerzenden Kopf, in dem er keine geordneten Gedanken mehr zusammenbekommen kann.

Nach der Tscharschija geht er heute nicht, aber selbst wenn es nicht Feiertag wäre, bliebe er doch zu Hause, er will keine Menschen sehen.

Die Muezzins rufen vom Minaret her zum Gebet, die Gläubigen eilen nach der Moschee, um dort den Feiertag mit Gebet und Waschungen zu heiligen. Die Sonne steigt höher und höher und lugt auch neugierig über die Mauer von Mustapha's Gehöft. Sie sieht selbst, als sie im Zenith steht, den verzweifelten Mustapha noch immer auf der Treppe sitzen, als wäre er zu Stein erstarrt.

Das hölzerne Thor knarrt in seinen Angeln. Eine Verschleierte betritt den Hof. Sie sieht sich vorsichtig um und nähert sich langsam dem auf der Treppe sitzenden Mustapha.

Sie steht neben ihm und berührt seine Schulter. Wie aus einem Traume erwacht der Mann und erschrickt vor der Verschleierten.

„Wer bist Du und was willst Du?"

„Entschuldigt, Gospodine,*) wenn ich Euch hier aufsuche. Ich bin Tifia-Hanum, eine ehrsame Wittwe. Ich war gestern hier bei Eurer Frau zu Besuch und habe dabei ein Stück Seidenstoff vergessen. Ich komme, es wieder

*) Herr.

abzuholen, denn es gehört nicht mir, und war mir nur anvertraut."

Einen Augenblick scheint Mustapha nachzusinnen, dann erhebt er sich plötzlich: „Kommt mit!" sagt er und geht der Frau voran nach dem Haremszimmer. Zum ersten Male seit der Katastrophe betritt er es wieder. Da liegt der zerbrochene Handschar, da das Stück Goldstoff.

Mit einem Freudenruf stürzt sich Tifia auf den Stoff und rafft ihn auf. Sie verbirgt ihn unter ihrem Mantel und will wieder zur Thür hinaus. Aber da steht Mustapha und wehrt ihr den Ausgang.

„Wie kam dieses Stück Zeug dort in den Gebetsteppich?"

Mustapha's Stimme ist drohend, sein Auge leuchtet unheimlich.

„Gospodine! Schont eine alte gebrechliche Frau! Bei Allah und den Freuden des Paradieses, die ich erhoffe, schwöre ich Euch, ich will Euch die volle Wahrheit sagen, aber schwört mir, daß Ihr mir nichts thut. Ich habe Furcht vor Euch und Eurem Zorn. Schonet mich, und Ihr werdet glücklich sein. Schwöret bei Allah, daß ich unbehelligt dieses Haus verlassen kann, nachdem ich Euch Alles berichtet!"

Mustapha versprach das nach kurzem Bedenken.

„Nun," erklärte Tifia, „sollt Ihr Alles wissen. Ihr kennt doch Raifa-Hanum, die Wittwe des Geldwechslers, die Eure Nachbarin dort drüben ist. Raifa hat ein Auge auf Euch geworfen und begehrt Euch zum Mann. Sie wußte, daß Ihr Euch freiwillig nicht von Emina trennen würdet und veranlaßte mich, da sie Eure Eifersucht kannte, das Stück Goldstoff in Eurem Gebetsteppich zu verbergen. Gestern führte ich bei einem Besuche hier dies aus. Denkt an Euren Schwur, Gospodine, und ballt nicht die Fäuste. Was Raifa wollte, ist geschehen, Ihr habt Eure Frau ver-

stoßen, und jedenfalls hoffte Raifa, Ihr würdet Euch entschließen, sie jetzt zu heirathen, wenn sie Euch einen Heirathsantrag machen läßt, denn sie ist sehr reich. Aber, Gospodine, sie ist auch geizig, der Satan hole sie! Sie hat mir das Geld, das sie mir versprach, nicht gegeben, sie hat mich ausgelacht, als ich ihr sagte, ich würde Euch die volle Wahrheit sagen, und so bin ich hierhergekommen, um Euch aufzuklären. Sie soll nicht ihren Zweck erreichen, die Geizige, die Lügnerin, die mir armen Wittwe das Versprochene nicht gibt."

Mustapha lehnte sich wie gebrochen an den einen der Thürpfosten. An ihm vorbei schlüpfte Tisia und schien froh zu sein, als sie die Treppe hinunterlaufen und das Gehöft verlassen konnte.

— — — — — — — — — — — — —

In dem Gehöft des Vaters saß im Garten die weinende Emina.

Gestern Abend war sie heimgekehrt als eine Verstoßene, die der Gatte aus dem Hause gejagt. Vater und Brüder hatten sie stumm empfangen, aber ihr den Eintritt nicht verweigert. Die Mutter und die Schwestern hatten sie ebenso wortlos in den Hof der Frauen eintreten lassen und waren ihr seit gestern aus dem Wege gegangen. Emina war eine Verfehmte, eine Verdächtige in der eigenen Familie, und diese wartete erst ab, welche Resultate der Prozeß gegen Mustapha haben würde, den die Familie vor dem Richter anstrengte. Bei diesem Prozeß mußte sich die Schuld oder Unschuld Emina's erweisen.... Weinend saß Emina unter einem Aprikosenbaume. Wenn der Prozeß auch ihre Schuldlosigkeit ergab, so hatte sie doch den Gatten verloren, den sie über Alles liebte.

Warum strafte Allah ihr Vergehen so schwer?

Sie hatte Zauberei getrieben mit der Hexe Tisia, und so rasch kam dafür die grausame Strafe!

Laute Stimmen klangen zu ihr aus dem Hofe herüber, in dem die Wohnungen der Männer lagen.

„Hinaus, Du Hundesohn, Du Verfluchter! Was wagst Du es noch einmal, meine Schwelle zu überschreiten!“ klang die Stimme des Vaters.

„Laßt mich zu meiner Emina, zu meinem Lämmchen, zu dem Licht meiner Seele! Sie ist unschuldig! Tifia, die Hexe, hat mich getäuscht.“

War das nicht Mustapha's Stimme? Emina schnellte empor.

„Hinaus mit Dir! Der Böse hole Dich! Herbei, ihr Söhne.“

„Schlagt mich, Vater, schlagt mich, ich habe es verdient, aber gebt mir meine Emina wieder. Laßt mich zu ihr, damit ich sie um Verzeihung bitte. Seid nicht grausam!“

Die Stimmen der Brüder mischten sich hinein.

„Hinaus, Du Hundesohn! Schieß ihn nieder! Vorwärts, gib Feuer!“ Emina hörte das Knacken eines Gewehrhahnes.

Sie stieß die Thür auf und stürzte unverschleiert in den Hof der Männer hinaus. Ihr ältester Bruder legte gerade das Gewehr auf Mustapha an. Mit einem lauten Schrei warf sich Emina an Mustapha's Brust, um ihn mit ihrem Leibe zu decken.*)

Die Brüder packten Mustapha und stießen ihn aus dem Hofe hinaus.

Der Vater zerrte Emina in den Frauenhof und schlug dort auf sie los. Er schimpfte und verfluchte sie, weil sie den Gatten, der sie verstoßen hatte, noch liebte.

Endlich verließ er sie, und Emina saß wieder weinend unter dem Aprikosenbaume, aber hin und wieder prüften ihre Augen die Höhe der Gartenmauer.

*) Siehe das Titelbild.

Warum hatte sie sich mit Tifia eingelassen? Mustapha hatte ihr untersagt, sich mit diesen Hanums abzugeben. Das war nun die Strafe dafür. Aber er liebte sie ja noch. Er wollte sie wieder haben. Durfte der Vater sie da gewaltsam zurückhalten?

— — — — — — — — — — — —

Bis zum späten Abend irrte Mustapha in den Bergen umher, ein Spielball seiner Gefühle. Endlich überwältigte ihn die Müdigkeit, er kehrte nach seinem verödeten Hause zurück.

Es war schon ziemlich dunkel, als er den Hof betrat. Am Brunnen stand ein Mädchen und wusch irgend etwas. Erst als Mustapha näher herantrat, sah er, daß er Janja vor sich habe. Er wollte sie erstaunt fragen, was sie hier mache, aber das Kind wies stumm nach dem Oberstock.

Mustapha flog die Treppe hinauf.

Er stieß die Thür zum Haremsgemache auf. Eine Gestalt schnellte empor, die in dem Zimmer gesessen hatte.

„Emina!"

„Mustapha, mein Geliebter, mein Gatte!"

Sie lag an seiner Brust.

Seine Küsse erstickten ihr Schluchzen.



Eine Jugendsünde.

Novelle von **Carl Ed. Klopfer.**

(Nachdruck verboten.)

1.

Professor Huffschmied betrat raschen Schrittes den Saal seiner Malklasse im Akademiegebäude; er hatte sich an diesem Morgen ein wenig verspätet, was sonst nie vorkam, denn er nahm sein künstlerisches Lehramt ungemein gewissenhaft. Der Kreis der Schüler — etwa ein Dutzend junger Herren und Damen — war längst vollzählig und theilweise schon an der Arbeit.

Der Professor war heute recht zerstreut, das merkten die jungen Leute, die trefflich gelernt hatten, in der Miene ihres strengen Meisters zu lesen, sofort. Er erwiederte die geräuschvolle Begrüßung der Klasse nur mit einem flüchtigen Kopfnicken und begab sich geraden Weges auf seinen Platz, ohne sich die angefangenen Arbeiten zu besehen, ohne die gewohnten Weisungen zu geben oder ein Tagesthema aufzuwerfen. In der Stille, mit der sich die Klasse dann der Beschäftigung nach eigenem Ermessen hingab, schien er allmälig seine Umgebung überhaupt zu vergessen. Er stellte sich an's Fenster, öffnete eine der riesigen Scheiben und athmete in vollen Zügen die Morgenluft ein, die jetzt, zu Beginn des Oktobers, noch lind genug war.

Die Schüler — und besonders die paar weiblichen — beobachteten hinter ihren Staffeleien hervor den Meister mit großem Interesse, größtentheils mit einer bewundernden Scheu, hier und da mit einer gewissen verständnißvollen Neugier. Man glaubte ja die stolz-heitere Gedankenversunkenheit des Professors zu begreifen.

Leopold Hufschmied stand zur Zeit im Zenith seines Ruhmes. Fünfunddreißig Jahre alt, war er eine erste Größe auf seinem Gebiete, der Historienmalerei; sein Name hatte Weltruf. Er war ein geborener Oesterreicher, hatte aber längst das Staatsbürgerrecht in dem Lande erworben, dessen Residenzstadt seit einem halben Jahrhundert zum Centrum des deutschen Kunstschaffens geworden war. Hier hatte er, der nunmehr seit Jahren eine ruhmvolle Professur bekleidete, einst selber seine Studien gemacht, hier hatte ihn die Gunst eines kunstbegeisterten, hochsinnigen Monarchen gefördert — und nun stand ihm nach der Reihe der bereits errungenen äußeren Ehren eine ganz außerordentliche Auszeichnung bevor. Alle Welt erwartete sie. Das königliche Hoftheater, auch eine Kunststätte von höchstem Range, war seit dem Frühjahre einer längst benöthigten Restauration unterzogen worden, Professor Hufschmied hatte die umfassenden Arbeiten zur neuen künstlerischen Ausschmückung des alten Prachtbaues geleitet, und besonders sprach man von den großartigen Deckengemälden in den inneren Räumen, Fresken von Hufschmied's eigener Hand, die durch die Vorberichte der Presse bereits als Meisterwerke gerühmt wurden. In zwei Wochen sollte Alles vollendet sein, und der Kunsttempel durch eine feierliche Eröffnungsvorstellung wieder seiner Bestimmung übergeben werden. Man erwartete unmittelbar zuvor die Besichtigung durch den jungen König und damit eine Ehrung Professor Hufschmied's, die den Glücklichen auf die Höhe aller ihm nur möglichen Würden erheben sollte. Zunächst betrachtete man ihn als den aus-

gesprochenen Kandidaten für das wohl bald neu zu besetzende Amt des Akademiedirektors. Der derzeitige greise Direktor war seit Monaten schwerkrank, und sein Ableben fast täglich zu erwarten. Daß der jetzt die Direktionsgeschäfte führende Stellvertreter, Professor Weinmüller, die Anstellung nicht erhalten würde, war bei Freund und Feind eine ausgemachte Sache. Der König sollte dieserhalb sich schon sehr bestimmt geäußert haben.

Daher war es schon zu verstehen, wenn dieser Liebling des Glücks zuweilen über dem immerhin trockenen Lehramt in ein träumerisches Vorgenießen der glänzenden Zukunft versank.

Diese Vermuthungen seiner Schülerschaft waren insofern richtig, als Hufschmied in diesem Augenblick wirklich an die bevorstehende Krönung seines Lebensglückes dachte. Aber die Vorstellung der ihm möglicherweise zugedachten Auszeichnungen entsprang bei ihm nicht dem eitlen Sehnen des Ehrgeizes; ihm winkte auf der höchsten Sprosse der Stufenleiter äußeren Ansehens noch ein weit herrlicheres Ziel.

Auch davon wußten schon Manche von den Schülern. Bereits seit Monaten sprach man von Professor Hufschmied's Beziehungen zu dem freiherrlichen Hause der Steinars. Baron Steinar war vortragender Rath im Kultusministerium, bekannt durch sein gastfreies Haus, das allwöchentlich die „Spitzen der Intelligenz“ versammelte, und nicht zuletzt auch durch seine Tochter Klarisse, eine berühmte Schönheit und vielversprechende Künstlerin. Baronesse Klarisse hatte unter erborgtem Namen mehrere Pastellbilder an die Oeffentlichkeit gebracht und auf einer auswärtigen Ausstellung damit sogar eine Medaille errungen. Professor Hufschmied hatte sie unterrichtet und war seitdem in ihrer Familie Hausfreund geworden. Der gute Mann, der nichts weniger als ein Gedankenspäher war, hatte keine Ahnung,

daß „die Welt" ihn bereits zu einer Zeit in die Reihe der zahllosen Bewerber um die bezaubernde Baronesse stellte, als er sich über seine Gefühle für diese vornehme junge Dame noch selber keine Rechenschaft gegeben hatte. Erst die immer stärker werdenden aufsteigenden Regungen der Eifersucht, wenn ein vornehmer Anbeter in den Vordergrund trat, hatten ihn darüber aufgeklärt. Und nun sollte den Träumen seiner sehnsuchtstrunkenen Stunden Erfüllung winken! Seit dem gestrigen Abend wußte er, daß er wieder geliebt wurde. In dieser Stunde noch fühlte er den sanften und doch so innigen Händedruck, der ihm gestern — unter dem Tafeltuch im Speisesaale des Barons Steinar — stummberedte Antwort auf seine Frage gegeben hatte. Noch begriff er nicht, wie er dazu den Muth hatte finden können, ihr sein Herz zu entdecken! Aber die Situation war ihm so günstig gewesen; er hatte sie zu Tisch geführt und — ja, wenn er noch gewußt hätte, wie sich's eigentlich dann so gefügt hatte! Aber was that's, wie ihm das berauschende Glück in den Schoß gefallen war? Er hatte es, und war Manns genug, es fest, recht fest zu halten. Er bewahrte Brief und Siegel dieses schweigend geschlossenen Bündnisses brennend fühlbar in seinem Innern: jenen unbeschreiblich inhaltsreichen Händedruck und den strahlenden Blick eines Augenpaares aus einem Antlitz, das in süßem Erröthen für ihn zum Inbegriff alles Schönen auf dieser Welt geworden war. —

Das Geräusch eines umgeworfenen Stuhles schreckte Huffschmied jetzt aus seinen Betrachtungen empor. Vielleicht war das Möbel mit Absicht von einem der Schüler umgestoßen worden. Jedenfalls war es ein wirkungsvolles Weckmittel für den Träumenden. Er kehrte zur Gegenwart zurück und begab sich zu seinen Schülern.

„Was treiben Sie da, mein Bester? Ist das Perspektive? Diese beiden Linien können doch unmöglich so zusammen-

fallen, wenn Sie sich den richtigen Luftraum dazwischen denken! Also weg damit! — Das da unten — ja, das lob' ich mir, das ist gut beobachtet. Aber bitte, verreiben Sie mir die Deckfarbe etwas sorgfältiger!"

Der betreffende Schüler strahlte vor Glück über diese Kritik des Meisters, dessen strenge Ansprüche so selten zu befriedigen waren. Und Hufschmied ging weiter, zur benachbarten Staffelei. Ueberall gab es zu tadeln, sehr selten zu loben, aber stets lauschte man seinen Worten mit achtungsvoller Aufmerksamkeit; Jeder wußte ja, er war gerecht, wie kaum Einer.

Eben an einem anderen Platze angekommen, hörte Hufschmied, wie hinter ihm das Papierblatt von einem Reißbrett genommen wurde. Aha, da drückte sich wieder einmal ein schlechtes Gewissen vor seinem prüfenden Blick! Er haßte das; Fehler mußten Buße thun, da war er unerbittlich. Rasch drehte er sich um, und seine Miene wurde noch finsterer, als er das halb hinter der Staffelei verborgene Gesicht eines Mädchens gewahrte.

„Lassen Sie mich sehen, was Sie da wieder gemacht haben, Fräulein Hübner!"

Er sagte das nicht etwa höhnisch, mit jener tief verletzenden Ironie, deren sich in ähnlichen Fällen manche Lehrer nicht entschlagen mögen, aber es lag doch eine gewisse Betonung in dem Satze, und die Schülerin schien dafür eine durch Erfahrung geschärfte Empfindung zu haben. Ein leichtes Zittern ging durch ihre anspruchslose Erscheinung; sie nahm das Blatt, als ob sie es dem Professor überreichen wollte, und — riß es mitten entzwei.

„Aha!" machte Hufschmied, jetzt unverhohlen geringschätzig. „Sie sprechen sich gleich selber das Urtheil."

„Ja," lispelte das junge Mädchen erbleichend, „ich weiß — es ist wieder nur ein erbärmliches Gesudel gewesen."

„Aber Sie wissen doch, daß ich grundsätzlich darauf bestehe, Alles zu sehen, was in meiner Klasse gemacht wird!"

„Ich — ich dachte — bei mir würden Sie eine Ausnahme gelten lassen."

„Warum?"

„Weil Sie mich ja doch — schon aufgegeben haben," kam es mit einem schweren Seufzer aus ihrer Brust.

Jetzt fuhr der nervöse Mann zornig auf. „Nun, mein Fräulein, so wollen wir uns einmal gleich ordentlich aussprechen! Wenn Sie meine Meinung über Ihre Begabung so genau kennen — was suchen Sie dann noch in meiner Klasse?"

Das war grob. Aber es war nicht allein die Talentlosigkeit, was Hufschmied an diesem Mädchen haßte, sondern noch mehr ihr stets gedrücktes Wesen, das wie die verkörperte Bescheidenheit aussehen wollte, während es doch die größte Anmaßung war, mit solchem Mangel an Können die Akademie und seine Malschule zu besuchen.

Fräulein Hübner verlor jetzt den letzten Blutstropfen aus ihrem melancholischen Gesichte; sie machte eine Bewegung, als habe sie einen Schlag empfangen. Und gerade dies steigerte die Erbitterung des Professors.

„Nur nicht wieder diese Komödie!" rief er zornig, „die sich als trauernde Selbsterkenntniß Ihrer Unzulänglichkeit aufspielt, während Sie sich in Wirklichkeit doch als ein Opferlamm meiner tyrannischen Laune betrachten!"

„Nein, nein — gewiß nicht!" stammelte die Unglückliche. „Ich weiß — Sie haben Recht, Herr Professor, mit Ihrem vernichtendem Urtheile. Ich werde nie etwas Anderes als eine elende Stümperin sein. Ach, ich weiß es nur zu gut!"

„Wirklich — Sie sehen das ein? Nun, dann werden Sie doch auch den Muth haben, die nothwendigen Folgerungen daraus zu ziehen."

„Und die Anstalt verlassen,“ hauchte sie.

Er nickte, sich selbst zu einer kalten Unerbittlichkeit zwingend, wie er sie hier seinem Amt als Kunstwart schuldig zu sein glaubte.

„Ja, mein Fräulein, dies mußte einmal ausgesprochen werden! Wir sind hier nicht da, um uns mit Höflichkeitsphrasen zu bewirthen. Sie verlieren Ihre Zeit und Ihr Geld, wenn Sie sich noch länger abquälen. Ich hätte auf jeden Fall beim Semesterschluß Ihre Entlassung beantragen müssen.“

„Das heißt also, Herr Professor,“ sagte das junge Mädchen, langsam aufstehend, mit der Ruhe der Verzweiflung, „das heißt, Herr Professor, Sie fänden es gerathen, wenn ich schon heute —“

Er zuckte bedauernd die Achseln. „Ist es denn nicht besser? Warum wollten Sie sich der Demüthigung vor dem ganzen Professorenkollegium aussetzen? Es ist ja kein Unglück, wenn man kein Talent zur Kunst hat! Trösten Sie sich, ich bin überzeugt, Sie werden auf einem anderen Gebiete einen ersprießlicheren Beruf finden!“

Fräulein Hübner erwiederte nichts. Mit Entschlossenheit packte sie ihren Utensilienkasten ein; wäre dabei das Zittern ihrer Hände nicht gewesen, so hätte man glauben können, sie habe sich wirklich bereits getröstet.

Hufschmied wandte sich ab, wühlte in seinem Vollbarte und versenkte sich dann mit verdoppelter Aufmerksamkeit in die Prüfung einer anderen Schülerarbeit. Er hörte es gar nicht mehr, wie das junge Mädchen den Saal verließ.

Die Schüler sahen von ihren Staffeleien nicht auf. Auf jedem Gesichte hätte man tiefes Mitleid lesen können. Es herrschte eine schwüle Stille in dem weitläufigen, von grellem Licht durchflossenen Raume. Und Hufschmied fühlte diese Schwüle, so sehr er sich auch bemühte, darüber hinweg zu kommen.

Professor gemacht haben, das verrieth sich aus ihrer ganzen Haltung. Sie bebte förmlich vor dem hochgewachsenen Manne, sie stotterte eine Weile nur unverständliches Zeug, und Hufschmied erfuhr lange nicht, wen er überhaupt vor sich hatte. Als er aber hörte: Rentamtmannswittwe Hübner, da regte sich abermals der Zorn in ihm, daß man gegen sein Urtheil als Künstler einen — bettelhaften Appell an das mitleidige Menschenherz versuchen wollte. Trotzdem bemühte er sich, die Sache mit Ruhe zu Ende zu führen, besonders als ihm die Wittwe auf seine dahin zielende Frage versicherte, daß sie den gegenwärtigen Schritt ganz ohne Wissen ihrer Tochter unternommen habe.

„Ottilie hat mir gestern nur die Thatsache mitgetheilt, aber nicht einmal längere Erörterungen daran geknüpft," fuhr sie dann fort. „Sie hätte mich auch über ihre Stimmung getäuscht, wenn ich das Kind nicht so genau kennen würde. Herr Professor, Sie können mir glauben, der Gang zu Ihnen wurde mir nicht leicht; ich habe jede Stufe Ihrer Treppe mit Furcht und Ueberwindung erstiegen — aber meine Mutterpflicht gebot es mir."

„Erlauben Sie, Frau Hübner, Sie thun gerade, als hätte ich Ihre Tochter in's Elend gestürzt," bemerkte Hufschmied etwas sarkastisch.

Die Dame wollte etwas erwiedern, schluckte es aber rasch hinab und fuhr sich nur seufzend über das kummervolle Gesicht.

„Ja, ich fürchte, sie wird das nicht so leicht verwinden," sagte sie dann. „Sie hing von jeher mit solcher Leidenschaft an dem Gedanken, Malerin zu werden! Es war vielleicht eine krankhafte Idee, denn Sie haben ja wohl Recht, Herr Professor, wenn Sie ihr die eigentliche Befähigung absprachen; aber eben weil sie das einsieht, ist sie so verzweifelt, daß ich mich der schwärzesten Gedanken nicht entschlagen kann."

„Sie fürchten doch nicht, sie könne sich ein Leids anthun? — Nein, nein, eine solche leidenschaftliche **Unvernunft** traue ich ihr nicht zu. Die junge Dame besitzt einen starken Geist und im Grunde eine bewundernswerthe Willenskraft, davon habe ich mich überzeugt. Und Sie sagen selbst, sie sähe ein, daß mein absprechendes Urtheil über ihre Begabung zu Recht besteht; das ist eben der beste Beweis für ihren gesunden Kern, der sich gewiß bald völlig durchringen wird. Jetzt ist es der gekränkte Ehrgeiz, unter dem sie leidet. Lassen Sie die Zeit walten, und Alles wird gut werden! Fräulein Hübner wäre sehr unklug, sich darüber graue Haare wachsen zu lassen, daß ihr die Lorbeeren einer Angelika Kauffmann versagt sind."

„Ach, sie sollte gar nicht so hoch hinaus, als Sie meinen, Herr Professor," rang es sich aus der Brust der Mutter. „Sie selbst freilich — und besonders vor Jahren, als sie noch Tag für Tag die Museen abrannte und die Kunstausstellungen — schon als ganz kleines Kind konnte man ihr nichts Lieberes thun, als schöne Bilder schenken, und sie konnte stundenlang darüber sitzen und mit sich selber reden, und lange noch ehe sie schreiben lernte, wußte sie mit dem Griffel auf der Schiefertafel die Figuren ihres Bilderschatzes ziemlich kenntlich nachzuzeichnen."

„Ja, ja," seufzte Huffschmied, „ihre Genauigkeit im Kopiren einer Vorlage — das war mir ja von vornherein das abschreckende Kennzeichen ihrer Dilettantenhand. Aber was wollten Sie eigentlich sagen? Das Fräulein habe sich schließlich in ihren Ansprüchen beschieden?"

„Nun, es muß ja doch heraus. Ich bin arm, mein Herr, ich verlor sehr früh meinen Mann, die Pension, die ich beziehe, reicht kaum für mich aus; da mußte ich von jeher daran denken, meine Tochter einen Beruf ergreifen zu lassen. Und das Kind beharrte mit so glühendem Eifer auf seiner Künstlermarotte, und ich ließ mich durch Ottiliens

unbändige Skizzirlust und ihre Fertigkeit im Zeichnen täuschen —"

„Wie's oft so geht!" warf Hufschmied ein. „Man nimmt einen frühzeitig erworbenen ganz äußerlichen Handwerksgriff für die Offenbarungen des Talentes, und besonders an geistig aufgeweckten Kindern. Und die landläufigen Zeichenlehrer, die meist zu wenig verstehen, um die Unfähigkeit gleich zurückzuweisen, oft auch zu gewissenlos dazu sind, unterstützen die Eltern noch. So hat sich das Fräulein erst bis zur Akademie durchschleppen müssen, um hier endlich die traurige Wahrheit zu erfahren. Aber Sie sehen, das sind Dinge, die Niemand ändern kann. Und ich muß Sie bitten, mir zu sagen, was ich nach Ihrer Meinung in der Sache thun soll."

Die Wittwe erhob sich und faltete bittend die Hände. „Herr Professor, es wird sich überall herumsprechen, wie Sie Ottilie entfernt haben. Bedenken Sie: wegen Talentlosigkeit von der Akademie förmlich mit Schimpf ausgestoßen! Widerrufen Sie das dadurch, daß Sie sie in Ihrer Klasse wenigstens dies eine Jahr behalten!"

Jetzt stand auch er rasch auf. „Unmöglich, Frau Hübner! Was verlangen Sie da von mir? Die Dame wurde auf meine Veranlassung noch gestern aus der Schülerliste gestrichen. Heute soll ich für ihre Wiederaufnahme sprechen? Das hieße, etwas gegen mein künstlerisches Gewissen thun — und warum? Um einer zur Kunst durchaus Unberufenen die Möglichkeit zu geben, sich auf ein absolvirtes akademisches Studienjahr zu berufen! Begreifen Sie denn nicht, daß ich damit zu einem Betruge die Hand böte? — Ich verstehe jetzt, um was es Ihnen zu thun ist. Würde das Fräulein das bischen erworbene Fertigkeit zu einer Thätigkeit in einem Industriezweige verwerthen wollen, für das es ganz gut ausreicht, so brauchte sie kein akademisches Jahr dazu; Sie denken aber daran, sie Zei-

chenlehrerin oder so etwas dergleichen werden zu lassen, wie?"

„Nun ja, man hat ihr da durch ihren Vormund eine Anstellung in Aussicht gestellt —"

„Das ist es ja eben, wogegen ich mich direkt auflehnen muß. Sie wissen gar nicht, was Sie mir da zumuthen. Nein, niemals!"

Sein heftiger Ton erschütterte die Frau bis zur völligen Fassungslosigkeit.

„O, mein Gott!" brach es mit hellen Thränen aus ihr hervor. „Dann sind wir verloren!"

„Welch' eine Phrase!" rief er aufstampfend. Der Künstler in ihm wehrte sich wüthender als je gegen den Angriff auf seine Weichherzigkeit. „Warum verloren?"

„Weil — weil wir Verpflichtungen zu erfüllen haben, die — die nun über meine Kräfte gehen."

„Was heißt das?"

„Ja, die paar tausend Mark, die einst mein bischen Vermögen bildeten, haben nicht ausgereicht, die ganzen Ausbildungskosten zu decken, ich mußte im letzten Jahre Schulden machen. Wir durften ja zuversichtlich hoffen, sie zu decken, sobald Ottilie die versprochene Anstellung bekommen hätte. Ich habe daraufhin meine Pension verpfändet. Wenn jetzt nichts daraus wird, fordert der Gläubiger die sofortige Bezahlung der vollen Summe — es sind tausend Mark — und ich weiß mir nicht zu helfen."

Das Alles stürzte der Aermsten in einer Weise von den Lippen, daß man erkannte, sie machte ihrer Bedrängniß rein unwillkürlich Luft. Es war der Ausbruch eines lange verhaltenen Schmerzensschreies.

Huffschmied stand mit zusammengepreßten Lippen da und wand sich förmlich unter der Pein dieser Scene.

„Jetzt sollte es so weit kommen, daß ich meine heiligsten Ueberzeugungen mit Füßen trete — aus Mitleid mit Ihrer

wirthschaftlichen Lage?" rief er entrüstet. „Sie haben keinen Funken von Verständniß für meine Gesichtspunkte — und Alles, was Sie mir sagen, beweist nur, wie richtig ich von vornherein die Kunstauffassung Ihrer Tochter beurtheilte. Wissen Sie, was ich mir zum obersten Grundsatze gemacht habe, als ich mein Lehramt übernahm? Die Talentlosigkeit mit unbarmherziger Peitsche aus der Bahn zu jagen, die nur dem berufenen Streben offen sein darf. Da haben Sie mein letztes Wort! Ich kann Ihnen nicht helfen!"

Frau Hübner wankte auf ihn zu und that das denkbar Ungeschickteste in ihrer Lage: sie umklammerte Hufschmied's Hand und suchte sie flehend an ihre Lippen zu ziehen. Da riß er sich los und rannte aus dem Zimmer in sein Atelier hinüber, die Thür hinter sich zuwerfend.

Im Atelier stieß er ein paar Geräthe zur Seite, die ihm gerade im Wege standen, und ließ sich auf einen orientalischen Divan fallen.

„Denk' nicht dran! Denk' nicht dran!" befahl er sich innerlich selbst, aber er kam nicht zur Ruhe. Fünf Minuten später erhob er sich wieder und ging nach dem Empfangssalon zurück. Frau Hübner war natürlich schon fort. Er nickte befriedigt bei dieser Wahrnehmung. Dann betrat er das Nebenzimmer und setzte sich an den Schreibtisch. Er zog ein Schubfach auf, nahm aus einer Brieftasche einen Tausendmarkschein und steckte ihn in ein Couvert. Eine Minute später fügte er dazu den Briefbogen mit den paar rasch hingeworfenen Zeilen.

So, nun hatte er auch seiner Menschenpflicht genügt. Fertig — abgemacht! —

Am Spätnachmittag, als er die Wohnung verlassen wollte, trat der Postbote bei ihm ein, um ihm zwei Briefe zu überreichen: einen größeren, eingeschriebenen und einen kleinen, zierlichen mit dem wohlbekannten goldenen Wappen der Steinars. In ersterem lag der Tausendmarkschein mit

einem Schreiben der Rentamtmannswittwe Hübner, worin sie um Verzeihung bat, sich heute Morgen auf eine Weise ausgesprochen zu haben, die den Herrn Professor zu einem solchen Mißverständniß verleitet habe.

„Sie nimmt's nicht an?" brummte Hufschmied, Geld und Brief auf den Schreibtisch hinwerfend. „Na, meinetwegen! Ich hab's wahrlich gut gemeint."

Dann öffnete er das feine Billet, das ihm längst schon in den Fingern brannte. Es enthielt eine goldberänderte Karte.

„Freifrau Alice v. Steinar gibt sich die Ehre, Herrn Professor Leopold Hufschmied für morgen zu einem intimen Familiensouper einzuladen."

Helle Freude schwellte seine Brust. Das war die Handschrift Klarissens, seiner Klarisse! Welch' ein holdes Zeichen! Sie schrieb ihm selbst unter dem Namen der Mutter, sie sprach damit aus, daß sie allein die Einladung veranlaßt habe, und gab ihm damit zum zweiten Male die Antwort auf eine Werbung, der er noch keine offizielle Form zu geben gewagt hätte.

Er lächelte glückselig und drückte das glatte Kartonpapier an die Lippen. „Liebes, liebes Mädchen!" flüsterte er dabei innig.

Als er dann die Hand auf den Schreibtisch niedersinken ließ, stieß er wieder auf den Brief der Frau Hübner. Er betrachtete ihn stirnrunzelnd, wie man etwas feindselig Aufdringliches ansieht. Hm! Diese regelmäßigen Schriftzüge da sahen der Hand der alten abgehärmten Frau auch nicht ähnlich — am wenigsten aber paßte diese ruhige, knappe Sprache zu ihrer breiten, rührseligen Auseinandersetzung von heute Morgen. Aber natürlich — wie er nur zweifeln konnte! Auch hier hatte die Tochter an Stelle der Mutter geschrieben! Freilich, freilich, die Mutter hätte sich schwerlich dazu entschlossen, sein Geschenk zurückzuweisen;

sie war eine praktische Frau, tüchtig mürbe gehudelt in der Tretmühle des Lebens. Aber diese Tochter, die war noch vom romantischen Stolz der edlen Seelen durchhaucht oder — um es drastischer mit einer volksthümlichen Redensart zu sagen: sie hatte noch „die großen Rosinen im Sack."

„Wie sie will!" sagte er laut vor sich hin, während er den Briefbogen zusammenknüllte und in den Papierkorb schleuderte. „Dann ist sie eben auf keinen Fall zu retten."

Aber — es half nichts, daß er über Bettelstolz brummte und sich selbst einen Hansnarren schalt — er schämte sich nun plötzlich vor diesem Fräulein Ottilie. Seine Art, trösten zu wollen, war doch recht plump gewesen.

2.

Als Hufschmied am nächsten Abend, der Einladung folgend, bei Steinars erschien, wurde er von dem Diener in den Empfangssalon geführt mit dem Bemerken, er möge die Frau Baronin entschuldigen; sie habe am Nachmittage wieder ihre Migräne gehabt und sei eben erst bei der Toilette.

Nur wenige Minuten brauchte er zu warten. Dann erschien zwischen der Portière des anstoßenden Zimmers ein wundervoller blonder Mädchenkopf — ein junges, strahlendes Gesicht, das ihm lächelnd zunickte.

„Klarisse!" rief er mit einem halben Jubelschrei und stürzte auf sie zu. Und das junge Mädchen kam heraus, legte ihre Hände in die seinen und erwiederte erröthend seinen stummen Druck. Mit bebender Leidenschaft küßte er diese rosigen Finger.

„Ich liebe Dich — ich liebe Dich!" flüsterte er dabei; er hätte gar nichts Anderes hervorbringen können.

„Und ich Dich!" kam es leise, halb schalkhaft, halb verschämt von ihren Lippen.

Und da hielt er es in den Armen — sein Glück, und nahm mit einem Kusse Besitz davon.

„Und — die da drinnen?" fragte er dann, als sie sich sanft loswand, und sandte einen beredten Blick nach der Thür des Nebenzimmers.

„Pst!" machte sie lächelnd, einen Finger an den Mund legend.

„Sie wissen noch nichts — dürfen es noch nicht?"

„Wieso denn auch, mein Herr Professor?" meinte sie neckend. „Sie haben sich ja noch nicht erklärt."

„Aber Du hast doch schon etwas angedeutet — der Mutter wenigstens?"

„Nun ja, die Mama ist vorbereitet."

„Ah!" athmete er freudig auf. „Und sie ist auf unserer Seite?"

Sie nickte, ihn fortwährend mit ihren bezaubernd schönen Augen ansehend.

„Dann spreche ich noch heute mit Deinem Vater. Ich bin in der besten Stimmung dazu."

„Thu' das noch nicht! Papa — würde zunächst zu sehr überrascht sein, Mama wird auch ihm vorerst einige vorbereitende Winke geben. Du begreifst doch —"

„Gewiß, gewiß," beeilte er sich, sie zu beruhigen. „Es ist ja natürlich — Dein Vater rechnete auf einen vornehmeren Eidam."

„O, sprich nicht so! Du weißt, Papa schätzt die Kunst und die Künstler sehr hoch, und Du bist ja der größten einer, auf Dich müßte er immer stolz sein. Steht Dein Name nicht obenan in der Reihe Deiner berühmten Kollegen?"

„Meinst Du, holde Schmeichlerin? Nun, wenn es so ist, so vergesse ich auch nicht, daß ich ein gut Theil von den mir gewordenen Ehren Deinem Vater verdanke. Er war es, der mich unserem kunstsinnigen Könige vorstellte

und mir die Staatsaufträge verschaffte, an welchen ich meine beste Leistungskraft bethätigen konnte. Aber seine Vorurtheile, oder sagen wir besser — seine Familientraditionen wird er nicht leicht aufgeben. Ich fürchte es wenigstens."

„Ach, was wollen wir darnach fragen!" sagte sie, ihre Wange an seine starke Schulter lehnend und in liebender Bewunderung zu ihm aufblickend. „Ich stehe zu Dir — daneben müssen alle seine Vorurtheile und Erwägungen schweigen."

„Du Liebe, Gute! Du mein Schatz und meine Göttin!" flüsterte er bewegt und zog sie auf's Neue an seine Brust.

Gleich darauf rauschte die Hausfrau in den Salon, nicht ohne sich schon geraume Zeit zuvor durch ein diskretes Räuspern angekündigt zu haben, wie es einer erfahrenen Mutter in solchem Falle zukommt. Sie wiederholte lächelnd ihre Entschuldigung, daß sie den verehrten Herrn Professor habe warten lassen müssen und begrüßte ihn mit der verheißungsvollsten Herzlichkeit.

Nicht minder liebenswürdig erwies sich dann auch der Baron, als er den Gast bewillkommnete, und Hufschmied verlebte glückliche Stunden in der Familie seiner Erkorenen. Er segnete die lieben Frauenhände, die das Alles so arrangirt hatten. Es war ja unverkennbar, daß man so Gelegenheit nehmen wollte, einander näher zu treten, sich den Boden zu ebnen. Besser konnte er es gar nicht verlangen. Der entscheidende Schritt, das förmliche Anhalten wurde dadurch auf die angenehmste Art eingeleitet.

Die überaus wohlwollende Haltung des Barons rief in Hufschmied wieder jenes innige Behagen hervor, mit dem er vor einigen Tagen dieses gastfreundliche Haus verlassen hatte. Jetzt war er seines Glückes erst vollkommen sicher, und in seiner gehobenen Stimmung gab er sich mit

einem Frohmuth, der sein ganzes Wesen verschönte; Klarisse durfte sich sagen, daß sie im Anschmiegen an diesen Manncharakter eine glückliche Wahl getroffen habe.

Es wäre auch thöricht gewesen, noch an die völlige Ahnungslosigkeit des Vaters zu glauben. Wenn er nicht schon gewittert hatte, was da im Werke war, so mußte er das ihm Laufe dieses Abends merken.

So lag in dem wechselseitigen Tischgespräche ein warmer Grundton von heimlicher Uebereinstimmung, und Hufschmied fand in diesem stillen Sichverstehen so viel Köstliches, daß er es zunächst gar nicht anders wünschte. Er war ja kein stürmender Jüngling mehr; sein Glück hatte Zeit und reifte um so prächtiger unter dieser wohlthätigen Sonnenwärme. —

Im Genuß dieses beseligenden Zustandes verflossen dem Künstler auch die nächsten Tage. Des Morgens erfüllte er seine Pflicht als akademischer Lehrer, in der übrigen Tageszeit legte er die letzte Hand an sein Hauptwerk: die Ausschmückung des Theatersaales, oder arbeitete in seinem Atelier, um am Abend mit übervollem Herzen zu Klarisse zu eilen, deren Mutter jetzt täglich einen Vorwand fand, um dem Künstler eine Zusammenkunft im Hause oder an einem öffentlichen Orte zu ermöglichen.

An einem Nachmittage, als Hufschmied eben von dem letzten Malgerüst im Hoftheater herabstieg, da sein Tagewerk für heute vollendet war, trat ihm der Baron mit einem ungemein herzlichen Gruße entgegen. Es lag ein Glückwunsch in seinem Händedruck.

„Es bleibt also dabei, lieber Freund — am Montag ist Alles fix und fertig, und Tags darauf kann die ungestörte Eröffnungsfeier stattfinden?“

„Streng nach dem Programm, Herr Baron, Sie können sich darauf verlassen!“

„Vortrefflich! Seine Majestät beauftragten mich näm-

lich, dieserhalb nochmals bei Ihnen anzufragen und den Fortschritt in Ihrem Kunstwerke amtlich zur Kenntniß zu nehmen. Nun, wie ich sehe, darf ich Seine Majestät zu den großartigsten Erwartüngen veranlassen. Wie wird das erst bei vollem Lichte wirken!" Und mit feierlicher Geberde deutete der Baron mit seinem Spazierstocke zu dem bewunderten großen Deckengemälde empor. „Sie Glücklicher, der da in solcher Sprache die eigene Unsterblichkeit verkünden kann!"

Der Künstler verneigte sich dankend.

„Und doch — gibt es nur ein Glück für mich, neben dem alles Andere nicht bestehen würde. Eine Anerkennung wird mich reicher machen, als die einer ganzen Welt."

Steinar nickte lächelnd, nahm dann den Arm des Malers und begleitete ihn so hinaus auf die Straße.

„Da interessirt es Sie am Ende gar nicht einmal, zu erfahren, wie der königliche Mäcen den Künstler zu ehren gedenkt?" fragte er mit geheimnißvoller Wichtigkeit.

„Ah! Das wissen Sie schon?" lachte Hufschmied. „Oder vielmehr, ich kann mir's ja denken, Sie selbst sind es, der Seiner Majestät die entsprechenden Vorschläge gemacht hat?"

„So weit es mir in meinem Amte zukommt. Der König ist Ihnen der gnädigste Gönner und aufrichtig bemüht, Ihnen eine rechte Freude zu Ihrem Ehrentage zu machen. Die Belohnung, die sich in dem Künstlerhonorare ausspricht, ist natürlich das Wenigste. Sie dürfen mehr erwarten."

„Wollen Sie mich rathen lassen?

„Nun — probiren Sie!"

„Man wird mich zum Stellvertreter des kranken Akademiedirektors machen und später zu seinem Nachfolger?"

„Natürlich, das ist ja etwas Altes!" entgegnete Steinar

leichthin. „Das weiß alle Welt. — Aber als unmittelbares Ehrenzeichen zum Tage selbst?"

„Na, einen Orden, obwohl ich deren schon genug habe," gab Hufschmied zurück. „Das gehört ja 'mal dazu!"

Steinar blieb stehen, drückte Hufschmied's Arm und sah zu dem ihn überragenden Manne mit einer Miene empor, in der sich das Bewußtsein ausdrückte, eine Mittheilung von ungeheurer Tragweite zu geben.

„Ja, ja — einen Orden," flüsterte er. „Aber was würden Sie sagen, wenn es — der heilige Georg wäre?"

„Was!" rief der Professor wirklich überrascht, wiewohl keineswegs in dem Maße, wie es der Andere erwartet haben mußte. „Das ist ja so ziemlich das Höchste, was Einem widerfahren kann!"

„Die Ritter vom Georgsorden erhalten mit den Insignien den erblichen Adel," sagte Steinar mit einem Nachdruck, wie Einer, der den obersten Trumpf ausspielt.

„Ja, wahrhaftig, davon hab' ich schon gehört! Na, da häuft Seine Majestät ja Gunstbezeigungen auf mich, die mich fast erdrücken!"

Jetzt lachte der Baron voller Befriedigung in sich hinein, während er mit den Fingerspitzen auf Hufschmied's Rockärmel klopfte.

„Und früher sagten Sie, es gäbe doch eigentlich nur Eines, was Sie als Ihren wahren Lohn ansehen könnten, nicht?"

„O!" rief der Maler mit blitzenden Augen. „Zweifeln Sie daran?"

„Keineswegs, keineswegs! Und — na sehen Sie, das ginge dann ja Alles Hand in Hand. Heute ist es der Monarch, der Ihnen die Hand reicht, und vielleicht noch am selben Tage eine glückliche und beglückende Braut."

Jetzt haschte Hufschmied nach den beiden Händen des

Freiherrn. „Ah! so haben Sie's gemeint? Freilich, freilich, schöner könnte ich ja diesen Festtag nimmermehr feiern!"

Jetzt fuhr die Equipage des Barons an dem Theaterportale vor. Steinar befreite sich mit komischer Eile von dem Maler und stieg ein, ihm aus dem Wagenfenster Abschied zuwinkend.

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!" —

Hufschmied ging auf einem Umwege seinem Heim zu; er mußte seine frohgeschwellte Brust noch in der frischen, freien Luft ausbaden. Vier Tage noch — dann war der große Tag da, der längsterwartete Termin der feierlichen Wiedereröffnung des Hoftheaters! Daß der aber so zum wahren Markstein seiner schönen Zukunft werden sollte, das hätte er sich vor Kurzem nicht träumen lassen. Der König würde ihn vor dem versammelten Volke ehren, und dann, bei einem Festbankett im Hause Steinar's, würde seine Verlobung mit Klarisse verkündet werden. Vortrefflich! Daß er dieses schöne Arrangement erst jetzt begriff! Der Schwiegervater war doch von einer wahrhaft rührenden Aufmerksamkeit! —

Es dämmerte schon stark, als Hufschmied zu Hause anlangte.

„Jemand dagewesen?" fragte er gewohnheitsmäßig, im Begriff, sich in's Schlafzimmer zu begeben.

„Ja — ein Herr!"

Der Diener nahm eine Karte von der Tablette auf dem Vorzimmertische und reichte sie dem Herrn mit den Worten: „Er wartete eine Weile, dann sagte er, er wolle morgen früh wiederkommen, noch ehe der Herr Professor ausgingen; es handle sich nämlich um eine Sache von großer Wichtigkeit."

„Lujo v. Glitz", las Hufschmied auf dem steifen Blättchen und zog die Augenbrauen empor, eine nicht eben angenehme Ueberraschung ausdrückend.

„Na, lassen Sie ihn meinetwegen vor!“ sagte er dann mit dem Tone eines Reichbeglückten, der Großmuth übt.

Herr v. Glitz war also wieder da. Hufschmied hatte sich also wirklich nicht getäuscht, als er ihm schon heute Mittag auf einer der Hauptstraßen zu begegnen geglaubt hatte. Dieser Herr v. Glitz war ein sonderbarer Kauz, eigentlich schon mehr ein anrüchiges Subjekt. Mit seinem Namen tauchte in Hufschmied's Gedächtniß ein Erlebniß auf, das ihm vor etwas mehr als zwei Jahren begegnet war. Der Schauplatz desselben war der Sitzungssaal im Künstlerhause gewesen; das Ehrengericht der Künstlergenossenschaft hatte da über Glitz ein vernichtendes Urtheil gefällt: die Ausstoßung aus dem Verbande der Genossenschaft, und Hufschmied war in dem Richterkollegium Derjenige gewesen, der jenen Spruch durch eine wuchtige Rede vor Allen befürwortet hatte. Noch sah er das fahle Gesicht des Unglückseligen und daraus den glühenden, gehässigen Blick, der ihn schier vergiften wollte. Und nun! Ja, dieser Mensch war rasch herabgekommen: in kaum vier Jahren von einem Mitgliede der vornehmsten Gesellschaft zu einem Paria, der sich nicht einmal schämte, eben jenen Mann, den er doch als seinen Widersacher hassen sollte, um eine Gunst anzubetteln. Denn darauf würde ja dieser Besuch unzweifelhaft hinauslaufen.

Glitz war eines der vielen lebendigen Beispiele, wie ein Talent am Leichtsinn zu Grunde gehen kann. Der Mann hatte von seinem Vater einen hochgeachteten aristokratischen Namen und damals, vor vier Jahren, auch ein ziemlich bedeutendes Vermögen geerbt. Seine grenzenlose Verschwendung hatte das schier Unglaubliche vollführt; er war in wenigen Jahren mit dem Gelde bis auf den letzten Heller fertig geworden. Es hieß, er habe sich anfangs in den angesehensten Häusern um eine Braut beworben, auch die schöne Klarisse v. Steinar war damals genannt

worden, doch sei ihre große Jugend als Ablehnungsgrund Seitens der Eltern geltend gemacht worden. Dann suchte der Mann als Besitzer eines kostspieligen Rennstalles auf den Rennbahnen sein Glück zu machen, bis er endlich am Spieltisch gänzlich scheiterte.

Der Grund seiner Ausstoßung aber war gewesen, daß er auf die große „Internationale Ausstellung“ unter seinem Namen ein Bild geschickt, das die goldene Medaille erhielt, hinterher aber, als der schon von allen Seiten beglückwünschte Schöpfer desselben eben im Bankerott stand und auch so und so viele andere Verpflichtungen nicht mehr decken konnte, stellte es sich heraus, daß er sich das Beste an dem Gemälde von einem Anderen hatte machen lassen, von einem in Noth befindlichen genialen Anfänger.

Das war jener Künstlerskandal gewesen, in welchem das Gericht der Künstlerschaft den vernichtenden Schuldspruch gefällt hatte. Den eigentlichen Urheber des vielberufenen Bildes hatten der Milderungsgrund seiner Noth und vor Allem sein Talent, für das Hufschmied begeistert eine Lanze einlegte, vor einer ebenso schimpflichen Buße bewahrt; Glitz aber war unmöglich geworden. Der Spruch des Ehrengerichtes der Künstler hatte noch den eines anderen zur Folge: das Offizierskorps des Regimentes, bei dem er in Reserve stand, stieß ihn ebenfalls aus seiner Mitte.

Der so Geächtete war dann aus der Hauptstadt verschwunden; Einige meinten, er wolle sich in Amerika ein neues Dasein gründen, wie eine längst landläufig gewordene Phrase lautet; Andere behaupteten, er habe sich östlich gewendet und in den Donauländern das journalistische Handwerk ergriffen, als Korrespondent österreichischer Blätter.

Und siehe da — jetzt tauchte dieser Glitz mit einem Male wieder auf dem Boden seiner früheren Thätigkeit

auf! Der Mann mußte sich in diesen zwei Jahren zum Mindesten eine recht dicke Haut angeeignet haben. —

Pünktlich am nächsten Morgen fand sich Herr v. Glitz in der Wohnung Hufschmied's ein. Dieser, der in seinem Bräutigamsglücke milde mit ihm verfahren wollte, war nicht wenig erstaunt, als der Besucher eine Haltung zur Schau trug, die auf nichts weniger als einen demüthigen Bittsteller hindeutete. Er begrüßte den Künstler wie ein guter Bekannter, der von längerer Reise zurückgekehrt ist, und bewegte sich durchaus mit einer Sicherheit, die den Hausherrn zunächst geradezu sprachlos machte.

„Haben sich da famos eingerichtet, Herr Professor — na ja, man hat's ja dazu — sind ja ein wahres Glückskind! Die ganze Stadt spricht von Ihnen — man muß Ihnen gratuliren, nur gratuliren!"

Das Hüsteln, mit dem er seinen Redefluß schloß, sollte vielleicht ein hämisches Lächeln bemänteln, das dabei über sein verlebtes Gesicht flog.

„Bitte zur Sache, wenn es beliebt!" erwiederte Hufschmied kalt. „Darf ich doch annehmen, daß es nicht Ihre Gratulation ist, die mir die Ehre Ihres Besuches verschafft."

„Nun denn — bitte, hören Sie mich eine Weile ruhig an!" sagte Glitz, zu einem gemessenen Ernst übergehend, lehnte sich in seinen Sessel zurück, schlug ein Bein über's andere und fixirte den Künstler durch seinen Klemmer. „Sie bewerben sich offenkundig um die Baronesse Steinar . . . Nein, bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Ich bin bei der Sache, streng bei der Sache. Ueberall hört man von dieser beabsichtigten Verbindung, die, wie man vermuthet, nach der Hoftheaterfeier veröffentlicht werden soll."

Hufschmied sah den Menschen, der das, was er als Geheimniß betrachtete und selber erst seit gestern wußte, so ungenirt aussprach, mit starrer Verwunderung an. Dann wurde er ärgerlich.

„Dürfte ich fragen, was Sie diese Angelegenheit angeht?"

„Natürlich! Hören Sie mich nur an! Ich komme schon darauf. — Sie wissen — oder wissen es vielleicht auch nicht — daß ich mich seinerzeit um Baroneß Klarisse beworben habe — mit weniger Glück allerdings, als Sie. Leider muß ich Ihnen die Eröffnung machen, daß auch Sie das Ziel, die Vermählung mit der Vielumschwärmten, nicht erreichen werden."

„Und was wäre es für ein Hinderniß, das Ihnen Ihre Phantasie vergaukelt?" fragte Hufschmied spöttisch.

„Es liegt in einer kleinen Geschichte, die vor vielen Jahren passirt ist. Erlauben Sie mir, sie Ihnen zu erzählen, ungefähr so, wie ich sie als Journalist in den Spalten meines Blattes bringen würde. — Lebt da in dem äußersten Vororte einer fernen Großstadt eine Familie in der bejammernswerthesten Noth. Der Mann ist arbeitslos und überdies kränklich; das Weib, das als Wäscherin ein paar Groschen verdient, ist nicht im Stande, den Gatten und die drei Kinder zu ernähren, und die fünf Elenden frieren und hungern, denn es ist Winter und sie haben weder Holz noch Brod."

Hufschmied hörte plötzlich mit Spannung zu.

„Die Leute sind also in der verzweifeltsten Lage. Da kommt das älteste der drei Kinder, der dreizehnjährige Junge, der in der Schule der Beste seiner Klasse ist, auf den Gedanken, sein ausgesprochenes Zeichentalent zur Verfertigung von Papiergeld zu verwenden."

Hufschmied erblaßte jäh. Der Erzähler achtete nicht darauf und unterbrach sich keine Sekunde.

„Mit seinen primitiven Hilfsmitteln und seiner elementaren Kunst brachte er freilich keine Meisterwerke zu Stande. Aber am Abend konnte man seine mit zweifarbiger Tinte ausgeführten Federzeichnungen immerhin für echte Geld-

noten nehmen. So brachte der kleine Bursche verschiedene Falsifikate in Verkehr, bis ihn endlich das unvermeidliche Schicksal ereilte, er auf frischer That ergriffen, vor Gericht gestellt und mit Gefängniß bestraft wurde — zugleich mit den Eltern, die von der Sache natürlich gewußt hatten."

Hufschmied starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Das Vernommene schien ihn betäubt zu haben.

Glitz schwieg und wartete auf eine Antwort. Dann stand er auf und trat dichter an den Regungslosen heran.

„Sollten Sie sich etwa gar nicht mehr erinnern können, Herr Professor? Ich habe doch Thatsachen erzählt, stellenweise mit genau denselben Worten der alten Zeitungsnotiz, die mir da vor zwei Monaten zufällig in die Hände gerathen ist. Der Schauplatz meiner Geschichte aus dem Leben war Wien, und der kleine Held der Begebenheit wurde von dem betreffenden Zeitungsbericht auch offen genannt: er hieß Leopold Hufschmied."

Jetzt erhob sich der Maler mit einem todtenbleichen Gesichte.

„Wahrhaftig," rang es sich aus seiner schwer athmenden Brust, „ich hatte dieses entsetzliche Erlebniß aus meiner Jugendzeit begraben und so gut wie vergessen. Zweiundzwanzig Jahre sind seither verflossen, da kann man so häßliche Erinnerungen mit Schutt bedecken."

Er brach plötzlich ab, als besinne er sich jetzt, mit wem er da sprach.

„Ja, ich begreife," meinte Glitz mit grausamer Gelassenheit, „es ist nicht angenehm, wenn sich dann mit einem Male Jemand findet, der so alte, modrige Geschichten wieder ausgräbt und Einem seine Jugendsünden vor Augen hält."

Hufschmied biß die Zähne zusammen und fuhr sich über das verstörte Gesicht. Dann richtete er sich gewaltsam auf.

„Wie haben Sie von der Sache erfahren, mein Herr?"

„O, das Hauptsächlichste that, wie gesagt, der Zufall! Vor Kurzem fiel mir unter Makulatur eine alte Zeitungsnummer in die Hände. Ihr Name, den ich sehr getreu in meinem Gedächtniß bewahre, fiel mir auf den ersten Blick auf, und Sie können sich denken, daß das, was ich da zu lesen bekam, mein lebhaftestes Interesse erregte. Neben dem Namen des Verurtheilten wurde auch der ihm beigegebene Vertheidiger genannt, ein kleiner Advokat, der damals blutiger Anfänger war und es bis heute zu nichts Besonderem gebracht hat, wie ich mich überzeugen konnte, als ich dem Namen nachforschte. Er hat seine Kanzlei in einer Wiener Vorstadt und beschäftigt nur ein paar kümmerlich besoldete Tagschreiber. Ich konnte dann mit einem dieser Hungerleider Bekanntschaft schließen, und dieser that mir für ein paar Silberlinge den Dienst, die Akten über den Fall des dreizehnjährigen Falschmünzers Leopold Hufschmied aus dem Archiv seines Chefs herauszusuchen und mir zu überlassen. Ich habe sie genau studirt und gefunden, daß sie ein vortreffliches Werkzeug abgäben, Sie — wenn ich mich dazu entschließen wollte — von Ihrer erhabenen Höhe herabzustürzen."

„Das heißt, Sie haben sich bereits dazu entschlossen und versuchen damit einen Racheſtreich wider mich. Aber Sie täuschen sich, mein Herr Bandit! Sie sehen mich blos darüber erschüttert, daß ich jetzt jenes traurige Jugendereigniß wieder werde erörtern müssen, das ich völlig ausgetilgt zu haben glaubte. Die feige Furcht des Missethäters, der seine dunklen Thaten entdeckt sieht, spüre ich jedoch nicht, denn mein Gewissen spricht mich frei."

„O! Sie sind doch nicht am Ende unschuldig zu den sechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden?"

Hufschmied, über den jetzt im Gegensatze zu seiner früheren momentanen Betäubung eine fieberische Beweglich-

keit kam, ging lebhaft gestikulirend in dem Zimmer auf und nieder. Die Worte flossen ihm wie Sturzwellen über die Lippen; es war, als spräche er vor einem unsichtbaren Tribunal; jedenfalls übersah er in seinem Eifer die Person, die seine Zeugenschaft bildete.

„Unschuldig verurtheilt? Jawohl, im eigentlichen Sinne unschuldig verurtheilt! — Wenn so ein Fall jugendlichen Verbrecherthums vor die Gerichtsschranken kommt, wenn man die sichtbar gewordenen letzten Thatsachen davon so in Papier und Druckerschwärze festgenagelt sieht, da gewinnt die Sache freilich eine greifbare Gestalt. Was kümmern sich denn die Fernstehenden, zumal die gedankenlosen Verzehrer der täglichen breiten Zeitungskost um das eigentliche Wie, Warum und Wodurch? Da ist ein Bube, der Banknoten gefälscht hat — mit Bewußtsein? Natürlich ja! — Also in den Kerker mit ihm! — Aber zieht doch die Fäden des ganzen verhängnißvollen Schicksalsgespinnstes an's Tageslicht! — Da grübelt der hungernde, frierende, in Lumpen gekleidete Knabe, dem seine Lehrer das beste Zeugniß geben, mit seinem unreifen Verstande über das Problem nach, an welchem er und die Seinen zu Grunde gehen. Der verbitterte kranke Vater weiß ihm nichts Anderes zu sagen als: ‚Wir sind eben arm, Gott und die Welt hat uns verlassen. Um die Armen kümmert sich Niemand.‘ Die Mutter rackert sich vom grauen Morgen an in saurer Arbeit, und wenn sie Abends abgehetzt die elende Wohnung betritt, kann sie doch nicht genug Brod für die fünf bellenden Magen mitbringen. Zu Ende der Woche legt sie vier elende Papiergulden auf den Tisch, und sie und der Vater wissen, daß das höchstens die Verzögerung des Hungertodes bedeutet, denn auch die modrige Kellerstube soll bezahlt werden. Der Bub' versteht vom Gelde gerade so viel, um zu wissen: wer viele solche Guldenzettel hat, ist reich, wer sie nicht hat, arm. Und es ist begreiflich,

denkt er, daß man sich solche Dinger nicht leicht verschaffen kann, denn sie sind augenfällig das Erzeugniß einer sehr kunstvollen Hand. Nicht einmal der Herr Lehrer wäre im Stande, sie zu machen. Darum arbeitet die Mutter eben schwer, und so die meisten Leute, um diese werthvollen Bilder von Anderen zu bekommen. Er, der kleine Grübler, möchte wohl auch arbeiten, aber es geht ja nicht; nicht einmal der Vater hat Arbeit erhalten. Aber ja doch — er kann eine Arbeit immerhin versuchen, eine Arbeit, wie er sie schon gelernt hat: mit Bleistift und Feder auf dem Papier. Und so setzt er sich hin und malt, so gut er kann, einen von den vier Gulden nach, die die ganze Woche vorhalten sollten. Er ist sich bewußt, sich tüchtig darum geplagt zu haben, als er nach dreitägiger emsiger Arbeit ein Ding fertig kriegt, das so einer Guldennote einigermaßen ähnlich sieht. Einen Gulden Lohn für dreitägigen Fleiß in einer nützlichen Beschäftigung — das scheint ihm durchaus gerechtfertigt. Daß das ein Betrug ist, versteht er nicht; er ist ja der Meinung, dieses emsig bezeichnete Papierstück sei das Geld selbst, und Jedermann, dem er das Geld gäbe, könne es auf gleiche Weise weitergeben. Niemand habe also Schaden davon. Wohl steigen in ihm Bedenken auf, wenn er auf dem Original die winzige Schrift liest, die da besagt: wer solche Staatsnoten nachahmt u. s. w. Aber er findet eine Beruhigung darin, daß er denselben Satz auf seinen Kopien gewissenhaft nachschreibt, und im Uebrigen sind dann die über die Leistung ihres Aeltesten überraschten Eltern da, die in ihrem Elend schwach genug sind, einen Betrug zu fördern, zu dem ihnen das Talent des Knaben und ihre Armuth die Veranlassung geben.

So habe ich nach und nach sieben Gulden gefälscht; die ersten davon brachte der Vater in Verkehr, die übrigen ich selbst — bei Nacht nur, wie mir der Vater rieth, und

ich begriff auch hierin wieder blos die Hälfte der Sache: die Gulden haben ihre Mängel, sie sind noch nicht so gut ausgefallen, wie sie sollten, Du mußt das also in der Finsterniß bemänteln, bis Du vollkommenere Erzeugnisse herstellen kannst! — Und dann kam die Katastrophe. Ein Kastanienverkäufer, dem ich des Abends zuvor eines meiner Falsifikate angehängt hatte, ließ mich festnehmen, als ich wieder an ihm vorbeikam. Und dann fand die Gerichtsverhandlung statt, bei welcher ich, ohne daß ich's recht wußte, die passive Hauptrolle spielte. Man hätte mich fragen sollen: ‚Hast Du Deine Produkte für Geld gehalten?‘ Dann wäre man mir wohl gerecht geworden; aber man fragte pedantisch nach der im Gesetz liegenden Formel: ‚Wolltest Du Deine Zeichnung als Geld ausgeben?‘ Mein Ja darauf war vielleicht das Einzige, was ich überhaupt gesagt habe. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, mich verwirrten nur all' diese strengen Gesichter, diese Kreuz- und Querfragen, diese ganzen unheimlichen Ceremonien, als deren Mittelpunkt ich mich fühlte. Aus meiner Umgebung unterschied ich deutlich nur die weinende Mutter und die gebrochene Gestalt des Vaters, der wie stumpfsinnig vor dem langen grünen Tische stand.

Vielleicht thue ich den Herren vom Gericht und meinem Vertheidiger auch Unrecht, wenn ich ihnen vorwerfe, daß sie den Kern der Wahrheit nicht herauszuschälen verstanden, vielleicht ist Alles geschehen, was in meinem Interesse lag, und ich war in jener dunklen Stunde nur zu dumm, darauf einzugehen. Jedenfalls weiß ich, daß mir in meinen Gedanken jeder Stützpunkt abhanden kam, und daß ich schließlich sogar nicht mehr hörte, was vorging. Ich wünschte nur das Eine: diese quälende Prozedur solle aus sein. — Ich glaubte auch steif und fest, daß dann meine Sache abgethan sei wie ein Knabenstreich meiner früheren Periode mit den obligaten Prügeln. Daß die

eigentliche Sühne erst kommen sollte, davon hatte ich keine Ahnung. Ich war eben ein Bube von erstaunlicher Begriffsstutzigkeit in manchen Dingen, aber drei Monate über meine vollen dreizehn Jahre alt und daher nach dem Gesetz strafmündig. Drei Monate zuvor wäre ich nach dem Gesetze frei ausgegangen. So aber lautete mein Urtheil auf sechs Monate leichten Gefängnisses. Meine bejammernswerthen Eltern bekamen schweren Kerker; ich weiß nicht mehr in welchem Ausmaße, ich war ja im Moment der Verkündigung geradezu gelähmt.

Mein nächster bleibender Eindruck war ein Erstaunen über die Annehmlichkeit der Haft, von der ich mir die entsetzlichsten Vorstellungen gemacht hatte. Jetzt bekam ich mit einem Male ein gutes, reichliches Essen, wie ich es zuvor nie gekannt hatte, ich fror nicht mehr, und die Gefängnißbeamten behandelten mich freundlich. Mit dem natürlichen Egoismus meiner dreizehn Jahre vergaß ich in dieser materiellen Befriedigung das Schicksal meiner Angehörigen. Von den weiteren Folgen meiner Strafe hatte ich keine Ahnung. Ich wäre am liebsten immer geblieben, wo ich war, und als man mir schon nach zwei Monaten die Freiheit schenkte, weil ein Gnadenakt des Kaisers mir zwei Drittel der Strafe erlassen hatte, da war mir das gar nicht recht. Ich meinte ja nun natürlich, wieder in das alte Elend zurückkehren zu müssen.

Es kam freilich anders. Zunächst erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß mein Vater im Gefängnißspitale todkrank darniederliege, und meine beiden Geschwister im Waisenhause untergebracht seien. Das Waisenhaus hatte man mir auch immer als etwas Gräßliches geschildert, damit war mir bei allen Unarten gedroht worden. Ich sollte es aber besser haben. Es meldete sich ein reicher Menschenfreund, der meiner Verurtheilung beigewohnt hatte, ließ sich einige Proben von meiner Fertigkeit im Freihand-

zeichnen geben und nahm sich meiner an. Ich kam zuerst in ein Erziehungsinstitut in der Provinz, später hierher an die Akademie. Meine ersten Erfolge erlebte mein großmüthiger Gönner nicht mehr; auch mein Vater, der im Gefängniß starb, und meine Mutter waren längst todt, meine Schwester an einen biederen Handwerker verheirathet und mein jüngerer Bruder Lehramtskandidat; diesem konnte ich dann schon aus meinen eigenen Mitteln zu einem höheren Fache in seinem Berufe verhelfen. Da haben Sie den Lebensgang des dreizehnjährigen Falschmünzers! Ich fühle keinen Makel auf mir. Mir machte die ganzen Jahre her die Erinnerung an jenes Ereigniß nur deshalb Pein, weil ich meine bedauenswerthen Eltern in Schmach und Elend untergegangen wußte, und vor dem Abgrund schauderte, an dem ich vorbeigestreift war. Aber mein Schicksal hatte sich zum Glück gewendet, und ich trage meinen Dank dafür, soweit es menschenmöglich ist, ab durch ehrliches Streben in meinem Fache, durch den Kampf für die höchsten Ziele der Kunst und der Menschheit."

„Zu Ehren dieses heiligen Zieles geschah es dann wohl auch, daß Sie mich mit so heißem Bemühen in die Tinte ritten, als ich vor das Ehrengericht der Genossenschaft gefordert worden war?"

„Gewiß. Sie haben ja —"

„Ebenfalls ein bischen Falschmünzerei getrieben," fiel Glitz rasch ein. „Lassen Sie's gut sein, Herr Professor, ich weiß, was Sie mir darauf erwiedern wollen: Sie waren damals ein Knabe, ich ein erwachsener Mann, und Ihren rein künstlerischen Ehrenschild haben Sie sich ja jedenfalls fleckenlos erhalten, schon weil Ihr Reichthum an Talent Sie die Kniffe des Talentlosen in der Kunst verschmähen lassen konnte. Aber kommen wir zu Ende! — Sie haben sich eine offenbare Taktlosigkeit zu Schulden

kommen lassen, daß Sie damals die Berufung in das Ehrengericht der Künstlerschaft annahmen. Wenn Ihr Vergehen auch menschlich verzeihlich, meinetwegen Ihre Verurtheilung sogar der Mißgriff einer unvollkommenen Justiz, so hätte Ihnen doch die nackte Thatsache der abgebüßten Strafe den Zutritt zu dem Ehrenamte verbieten müssen, dessen Träger auch nicht einmal den Schatten eines Makels besitzen darf. So will es die verfeinerte Sitte, die noch einen wohlweislichen Unterschied zwischen dem anständigen Menschen im gewöhnlichen Sinne und einem Ehrenmanne macht."

„Kein Ehrenmann? Ich? Weil ich als Knabe — ah, lächerlich! Sie werden mich doch nicht im Ernst glauben machen wollen, daß man die zweiundzwanzig Jahre überspringen und den dreizehnjährigen Jungen unmittelbar mit meinem heutigen Ich verbinden könnte?"

Die aufsteigende Angst, die aus diesen Worten sprach, ließ jedoch schon errathen, daß er jetzt selber an der Festigkeit seiner Argumente zu zweifeln begann.

„Das Nachgericht, das die Gesellschaft hält, kennt keine Verjährung, mein Herr Professor! Sie haben vergessen, aber damit können Sie das Geschehene doch nicht aus der Welt schaffen. Wenn die Geschichte so wenig Bedeutung hätte, wie Sie sich jetzt selber einreden möchten, so hätte meine Kenntniß davon doch auch unsere Stellung zu einander nicht verändern können."

„O, schmeicheln Sie sich etwa, daß dies geschehen ist?" brauste der Künstler auf.

„Doch wohl, denn Sie würden es doch nicht wagen, mich hinauswerfen zu lassen, nicht wahr? Auf meiner Seite hat sich im Laufe unseres Zwiegespräches nichts verändert, also muß die Veränderung doch auf der Ihren eingetreten sein. Warum haben Sie jetzt den ruhigen Stolz verloren, mit dem Sie mich empfingen?"

Hufschmied wollte sprechen, aber es mangelte ihm das rechte Wort. Er zwang sich zur Kaltblütigkeit. Er ließ sich wieder auf den Stuhl nieder und suchte in der Eile zu überlegen, was er zunächst zu thun hätte. Glitz kam als Erpresser, daran war nicht zu zweifeln, aber ihm gleich selber Geld anbieten, das hieße ihn zu dem Glauben verleiten, daß man ihn fürchte; Glitz konnte dann auch, wenn es ihm vielleicht doch nur um die Rache gegen seinen damaligen Ankläger vor dem Künstlerehrengericht zu thun war, ein solches Anerbieten als Haupttrumpf gegen den Feind ausspielen. Nein, nein, der Professor hätte sich dem Manne dadurch mit gebundenen Händen ausgeliefert!

„Ich begreife eigentlich nicht, wie ich dazu komme, mit Ihnen um Ehrbegriffe zu rechten," sagte er dann. „Es kann doch auch nicht Ihre Absicht gewesen sein, sich mit mir über diese Frage akademisch zu unterhalten. Was wollen Sie also mit der Sache bei mir?"

„Aha! Sie meinen, ich hätte es auf eine gemeine Erpressung abgesehen? Nein, mein Herr Professor. Ich verlange nur eines von Ihnen: verzichten Sie auf Klarisse v. Steinar!"

„Was kann Ihnen daran liegen, wenn die Baronesse meine Frau wird?" fragte Hufschmied erstaunt.

„Ich habe die junge Dame einst aufrichtig geliebt, hätte ich sie errungen — ich stünde heute wahrscheinlich anders in der Welt da. Doch ich mußte auf sie verzichten, ich mußte mich mit dem Gedanken abfinden, daß sie ein Anderer heimführt. Aber Sie sollen der Andere wenigstens nicht sein, das habe ich mir zugeschworen, als ich das erste Wort von dieser bevorstehenden Verlobung vernahm. In Ihnen hasse ich meinen Todfeind. Geben Sie mir die Versicherung, daß Sie diese Verbindung lösen wollen, und mein Zweck ist erreicht!"

„Ein wahnsinniges Verlangen! Das soll ich erfüllen?"

„Mein werther Herr Professor, Sie sprechen, als ob Sie nicht wüßten, daß Ihnen die Baronesse jetzt doch so wie so verloren ist — entweder durch Ihren freiwilligen Verzicht oder, im Falle Ihrer Weigerung, durch meine Veröffentlichung der kleinen pikanten Geschichte, wie der berühmte Professor Hufschmied den ersten Schritt auf seiner Künstlerlaufbahn gemacht hat. Oder glauben Sie etwa, daß sie Ihnen trotz des da entstehenden Skandals ihre Hand reichen würde?"

„Ja!" schrie Hufschmied. „Was wissen Sie von diesem erhabenen Mädchencharakter, Sie Lump! Ich werde Klarisse Alles sagen, ehe ein Tropfen von dem Gift an sie anspritzen kann, das Sie über mich ausgießen wollen. Ich werde auch vor der ganzen Welt die Wahrheit bekennen, die mir nicht so viel schaden kann, wie Sie es erwarten. Meine zahlreichen Feinde werden wohl Zeter gegen mich schreien — aber mögen sie es! Ich verlache sie Alle — meine Verdienste und mein Glück werden sie mir nicht rauben!"

„Verblendeter Mann! Ist es möglich, daß Sie selber glauben, was Sie mir da vormalen? Wenn schon die Neigung der Baronesse wirklich so unerschütterlich wäre, daß sie diesem Stoße widerstünde — meinen Sie denn, daß ihre Eltern nur einen Augenblick daran denken könnten, ihre Tochter einem bestraften Verbrecher zu geben?"

Hufschmied wich zurück. „Einem Verbrecher?" Die Worte erstarben ihm auf den bebenden, blutleeren Lippen.

„Sie sind streng und unerbittlich in den Gesetzen, die Ihnen Richtschnur sind! Das haben Sie mit großer Beredtsamkeit damals betont, als Sie über mich einen Urtheilsspruch zu fällen hatten; das rühmen Ihnen Ihre Anhänger nach und machen Ihnen Ihre Feinde zum Vorwurf. Nun wohl, ein ebenso strenges und unerschütterliches Urtheil werden jetzt auch Sie finden, in jenen höheren

Kreisen wenigstens, die Ihnen erst Ihr Genie erobert hat. Aber Sie können das Schlimmste vermeiden, wenn Sie die Baronesse opfern. Ich schweige in diesem Falle, und Ihr Name bleibt unangetastet, Sie behalten Ihre Aemter, Ihre Würden, und können die Ihnen jüngst zugedachten neuen noch dazu empfangen. Meine Rache wäre freilich noch vollkommener, wenn ich Sie durch meinen sensationellen Enthüllungsartikel in der Gesellschaft stürzen würde, aber ich möchte dies gerne vermeiden aus Rücksicht auf die Baronesse, für die ich heute noch Gefühle bewahre, welche ich sozusagen als den Rest meines besseren Selbsts pflege; ich möchte ihr, wenn es angeht, die Demüthigung ersparen, die ihr als Ihrer offenkundigen Braut sonst unvermeidlich wäre."

Huffschmied durchmaß mit großen Schritten das Zimmer, stöhnend wie unter einer Last, die ihm die Brust zerdrücken wollte. Glitz wartete geduldig auf eine Antwort, als der Maler jedoch nach langen Minuten immer noch schwieg, besann er sich anders.

„Nun gut, ich will Ihnen noch zu eingehenderer Erwägung Zeit lassen!" Er deutete auf seine Visitenkarte, die er auf dem Schreibtische liegen sah. „Sie haben hier meine Adresse, dahin können Sie mir schreiben, wenn Sie sich zu dem Verzicht entschlossen haben. Und Sie müssen doch einsehen, daß Ihnen nichts Anderes übrig bleibt, als auf meine Bedingungen einzugehen. Aber dies müßte bis längstens übermorgen, Montag, früh der Fall sein, da anderenfalls meine Enthüllungen noch in der am Nachmittag erscheinenden Ausgabe des ‚Tagesboten' Platz finden würden. Das ist der letzte günstige Termin — da am Dienstag ja die feierliche Eröffnung des Hoftheaters durch den König stattfinden soll."

Huffschmied erwiederte auch jetzt noch nichts, und Herr v. Glitz ging. Er war seines Sieges sicher.

3.

Als der Künstler allein war, wandte er sich mit schleppenden Schritten nach dem Diwan und fiel schwer darauf nieder.

Nein, nein! schrie es unaufhörlich in ihm, es darf nicht sein, es kann nicht sein! Sein ganzes Glück wurde da mit einem Male zerschmettert von boshafter Bubenhand. War es denn denkbar, daß die Bekanntwerdung eines Jugendvergehens, wenn es auch noch so schlimm beurtheilt werden sollte, das ganze stolze Gebäude umblies, das er sich durch ein vieljähriges, ruhmvolles Schaffen errichtet hatte? War denn seine Kunst, derentwegen man ihn achtete und auszeichnete, plötzlich nichts, wog sein Können nicht mehr? Wie hätte er denn die ganze Zeit her so sorglos über jene böse Jugendepisode hinweggleiten können? Ja — und sonderbar genug — wie kam es, daß er jetzt, wo ihm die Vergangenheit durch eine fremde Zunge vorgehalten worden, selbst nicht mehr so harmlos darüber dachte wie seither?

„Ich fühle mich rein!" hatte er Glitz zu Anfang seiner Auseinandersetzung noch mit ehrlichem Stolze entgegengerufen, und jetzt fand dieses Wort mit einem Male keinen rechten Widerhall mehr in seinem Inneren. Es gab da ein paar Bemerkungen dieses Glitz, die ihm nicht aus dem Gedächtniß wollten, scharf betonte Ausdrücke und Wendungen, die ihm ätzend auf dem Herzen brannten. Zum Beispiel dieser Vorwurf der Taktlosigkeit, daß er mit seiner bemakelten Vergangenheit das Ehrenamt eines Schiedsrichters in der Künstlergenossenschaft angenommen und in diesem Amte das moralische Todesurtheil über einen Gefallenen, einen Fälscher, ausgesprochen und befürwortet hatte. Freilich, das war vor ihm selbst die Entscheidung in einer die Künstlerehre berührenden Frage gewesen, aber heute hätte er sich auf solchem Richterstuhle

doch nicht so sicher gefühlt, wie damals, wo sein Gedächtniß für seine Jugendsünde geschlummert hatte.

„Bestrafter Verbrecher!“ hatte Glitz ihm dann noch in's Gesicht geschleudert. Pfui! Pfui! Und das mußte er sich sagen lassen. So würden die Leute über ihn denken, wenn Alles herauskäme!

Ach ja! man würde dann dem einstigen „Sträfling“ wohl anders begegnen, als jetzt. Dahin der Direktorposten der Akademie, vielleicht sogar die Professur, die Staatsaufträge! Und natürlich, das mußte auch den Baron Steinar umstimmen! Und wenn auch er, der Hauptbetroffene, dem Skandal Trotz bieten wollte — die freiherrliche Familie konnte sich darüber nicht hinwegsetzen.

Aber Klarisse!

„Ich stehe zu Dir!“ hatte sie ihm gesagt, und dieses schöne Wort leuchtete jetzt wie ein Stern in dunkler Nacht vor ihm auf.

Klarisse, ja gewiß, sie hielt er fest, sie konnte ihm nicht entrissen werden! Sie würde, wenn es sein mußte, mit ihm fliehen — über's Meer, in die Fremde, wo ihn Niemand kannte und Niemand nach seiner Vergangenheit fragte. Dann mochte hinter ihm geschehen, was da wollte, er verlangte nichts mehr von der Welt!

Der Gedanke hatte etwas wunderbar Stärkendes für ihn. Und auf der Stelle wollte er ihn sich zur tröstlichen Gewißheit machen.

Jetzt hätte es ihn keine Minute länger zwischen diesen beengenden Zimmerwänden gelitten. Er ging hinaus, schickte den Diener nach der Akademie, für heute sein Kommen abzusagen. Dann nahm er seinen Hut und machte sich ohne Säumen auf den Weg nach dem Hause des Barons.

Er wußte, daß Klarisse um diese Zeit gewöhnlich in ihrem reizenden Atelier weilte; um diese Stunde hatte er

ihr ja früher den Unterricht ertheilt, der zwischen Lehrer und Schülerin den Bund der Herzen vermittelt hatte.

Die Eltern waren nicht anwesend, und so konnte er ohne Aufenthalt bei der Tochter des Hauses eintreten, die sich hinsichtlich ihres Verkehrs der Ungebundenheit einer emanzipirten Amerikanerin erfreute.

Hufschmied vergaß in seiner Erregung sogar das Anklopfen. Als er die Thür öffnete, fuhr Klarisse in höchster Ueberraschung auf. Dann ließ sie rasch einen Seidenvorhang über das Gemälde fallen, an dem sie gerade gearbeitet hatte und stellte sich, in der einen Hand noch die Palette und die Pinsel, wie zum Schutz vor die Staffelei. Aber das war unnöthig; der Künstler dachte jetzt nicht daran, nach ihrem neuesten Werke zu fragen. Er rang nur nach Worten, er suchte das Chaos zu überwinden, das in seinem Haupte hin und her wogte, suchte nach dem Punkte, an welchem er seine Mittheilungen beginnen sollte.

„Was ist Dir, Leopold?" fragte sie bestürzt, jetzt erst seine verstörte Miene bemerkend.

„Verzeihe mein rücksichtsloses Eindringen!" versetzte er. „Aber ich konnte nicht anders; mir ist zu Muthe, als hinge mein Leben von der Minute ab."

Jetzt wurde sie besorgter. Rasch legte sie ihr Kunstwerkzeug ab und ging auf ihn zu.

„Ist denn ein Unglück geschehen? Du scheinst ja ganz verändert?"

Er nickte. „Ja, das ist wohl das rechte Wort, ich bin nicht mehr der, der ich gestern noch war. Aber kennst Du mich denn überhaupt so genau?"

„Welche Frage! Was soll das? Was meinst Du?"

„Je nun, Du kennst diesen Leopold Hufschmied doch nur als das, was er im Laufe der Jahre geworden ist, hast ihn nur in seinem Glanz, auf der Höhe seines Ruhmes gesehen. Aber Du mußt auch von seinen früheren Ver-

hältnissen erfahren. Ich habe mir da ein arges Versäumniß zu Schulden kommen lassen, daß ich in meinem Glücke nur die Gegenwart genoß und meine Jugend vergaß."

„Geh', laß doch diesen unheimlichen, düsteren Ton, mein Freund! Was fällt Dir plötzlich ein? Die Vergangenheit, Deine Jugendzeit? Fragen wir doch gar nicht darnach, wenn sie, wie es scheint, nicht erquicklich gewesen ist! So wie Du heute bist, bist Du mein. Um das Andere kümmere ich mich nicht."

Sein Gesicht hellte sich auf. „Ich wußte es ja, ich wußte es ja!" jauchzte er aus bewegter Brust. „So laß uns rasch in's Reine kommen, laß mich Dir sagen, was mir auf dem Herzen brennt!"

„Wie, also bestehst Du doch darauf?"

„Ja, mein Kind!"

Sie stutzte und sah ihn mit Mißtrauen und dem Schmollen eines Backfischchens an.

„Mein Kind? Und dieser Ton? So begann Papa in früheren Zeiten seine langweiligen Strafpredigten. Und damit willst Du von Deiner sogenannten Vergangenheit sprechen? Das eröffnet mir ja einen reizenden Ausblick."

„Bitte, scherze jetzt nicht!" bat er. „Es sind recht finstere Schatten, die jene Vergangenheit mir heute in den Weg geworfen hat. Ich meinte sie begraben zu haben, aber man hat sie wieder heraufbeschworen. Man versucht eine vergiftete Waffe wider mich daraus zu schmieden, man rückt damit gegen unser Liebesglück zu Felde — nichts Geringeres, als uns zu trennen, ist das Ziel."

Jetzt erschrak sie denn doch. Ein rasches Wort lag ihr auf den Lippen, sie sprach es jedoch nicht aus. Ihr prüfender Blick schien in seinem Innersten lesen zu wollen, und mit regungsloser Miene suchte sie eine Reihe fataler Möglichkeiten zu überdenken. Er nahm sie nach kurzem

Schweigen sanft bei der Hand und führte sie zu einer Ottomane, wo er sie Platz zu nehmen nöthigte.

„Du bist auf etwas Widerwärtiges gefaßt. — So höre mich an!“

Und nun sprach er sich rückhaltlos aus. Er erzählte ihr die Geschichte von dem dreizehnjährigen Knaben, der sieben Guldennoten gezeichnet hatte und dafür in's Gefängniß gesteckt worden war. Er sagte nicht gleich, daß er dieser Knabe gewesen war, aber sie mußte den Zusammenhang ja sofort errathen. Stumm hörte sie ihm zu, ihr Blick hing völlig entgeistert an seinem Munde, ein tiefes Mitleid schien sie in Bann zu halten. Erst als er den Namen des kleinen Missethäters nannte, da zuckte sie zusammen.

„Also wirklich — Du — Du!“ flüsterte sie und sah den vor ihr Stehenden an, als könne sie noch nicht begreifen, daß der Knabe von damals und dieser Mann dieselbe Person sein sollten. „Und warum hast Du mir von diesem — traurigen Falle noch nie erzählt?“

„Ich sage Dir ja, ich suchte ihn zu vergessen und pries mich glücklich, daß es mir gelang. Es kam mir niemals in den Sinn, daß diese Jugendsünde noch einmal eine Rolle in meinem Leben spielen könnte, und ich hoffe auch jetzt, daß ihre Enthüllung den Bund unserer Herzen unberührt läßt. — Oder sollte es nicht so sein?“

Da schoß ihr eine dunkle Blutwelle in's Gesicht, als wäre sie selbst auf einer Schuld ertappt worden. Sie erhob sich und strich sich hastig die goldigen Löckchen aus der Stirne, eine ungeheure Rathlosigkeit malte sich in ihrem Blick.

„Klarisse!“ schrie der Mann plötzlich auf und wollte auf sie zustürzen.

Sein gellender Ton raubte ihr die Fassung. Zusammenschreckend wie eine Hysterische, huschte sie an ihm vorbei,

gegen das Fenster zu, wo sie Miene machte, sich hinter ihren Malgeräthen zu verbarrikadiren, als fürchte sie sich vor dem Angriff eines Wahnsinnigen. Als sie aber gewahrte, wie er unbeweglich stehen blieb, mit herabgefallenen Armen, mit einem ergreifenden Schmerz in den Zügen — da kam sie wieder zur Besinnung.

„Du — Du hast mich erschreckt,“ stotterte sie; „mir war plötzlich — so wunderlich, ich weiß nicht ...“

„Eine instinktive Scheu vor mir?“ fragte er beinahe tonlos.

Sie wandte den Kopf, nahm die Unterlippe zwischen die Zähne, machte eine Geberde der Hilflosigkeit und brach mit einem Male in krampfhaftes Weinen aus.

Hufschmied wollte auf sie zu eilen in dem unwillkürlichen Drang, ihr Beistand zu leisten, aber sein Fuß stockte schon bei dem ersten Schritt. Ihn selber übermannte eine Schwäche, die eine Fluth von Thränen in ihm aufzurühren drohte. Müde, wie ein an einer Todeswunde Verblutender, sank er zusammen, die Hände schwer auf eine Stuhllehne stützend.

Noch war kein entscheidendes Wort gefallen, aber in dieser Minute wußte er schon, daß da Alles aus war. Wie rasch er jetzt doch begriffen hatte! Und heute Morgen hatte ihn dieser Glitz mit allem Aufwand von Beweisgründen nicht davon zu überzeugen vermocht, daß er Klarisse aufgeben müsse! Jetzt leuchtete ihm ihr Standpunkt ein. Natürlich, natürlich, wie er nur hatte so verblendet sein können, ihr zuzumuthen, daß sie sich mit allen Wurzeln aus dem Boden reißen sollte, auf welchem ihre ganze Lebensanschauung, ihr ganzes Ich herangewachsen war!

Als hätte ein greller Blitzstrahl ein dunkles Feld vor ihm erhellt, so hatte er nun mit einem Male die Lage der Dinge und ihren Zusammenhang überschaut. Er hegte nicht den geringsten Groll gegen dieses Mädchen. Was

hätte er ihr denn auch vorwerfen können? Daß sie die Rücksichten auf Verhältnisse nicht abstreifen konnte, die ihr Lebensbedingung waren? Nicht ihre bloße Vernunft, ihr ganzes ureigenes Wesen, ihre Individualität hatte gesprochen, als sie vor dem Manne zurückgewichen war, der nach den ihr in Fleisch und Blut übergegangenen Gesellschaftsgesetzen ein Gebrandmarkter war.

Endlich gelang es Klarisse, ihres Weinkrampfes Herr zu werden. Sie trocknete sich das Gesicht und rang ihren zuckenden Lippen ein mattes Lächeln ab.

„Verzeihung — Verzeihung!" stammelte sie. „Ich — kann nicht anders, ich —"

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach er sie mit einer beschwichtigenden Sanftmuth. „Ich sehe Alles klar — Sie brauchen sich nicht zu rechtfertigen, Baronesse! Ja, so muß ich nun wieder zu Ihnen sprechen — zum Beweis, daß ich mich schon völlig in eine Nothwendigkeit füge, die deutlicher zu betonen ich Ihnen ersparen will."

„Ja, meine Eltern!" fiel sie ihm jetzt mit einem schmerzlichen Seufzer in's Wort. „Sie wissen natürlich noch nichts?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich werde aber heute noch mit dem Herrn Baron sprechen."

Sie besann sich einen Moment, dann sagte sie schüchtern: „Bitte, lassen Sie das lieber! Eine förmliche Vereinbarung war ja noch nicht getroffen, ich werde vor Papa und Mama daher allein die — Veränderung der Dinge erklären. Es würde zunächst zu schmerzlich berühren, wenn man aus Ihrem eigenen Munde — und ich kann ja überhaupt einen Vorwand gebrauchen —"

„Ah! Sie wollen dem Herrn Baron womöglich verschweigen, was ich Ihnen gestanden habe?"

Sie bejahte mit einer leisen Kopfbewegung, dabei erschien aber plötzlich eine Falte zwischen ihren stolzen Augenbrauen; ein neuer Gedanke war ihr zugeflogen.

„Oder ist Ihre Angelegenheit neuerdings in weiteren Kreisen bekannt geworden?" fragte sie plötzlich mit zunehmender Hast. „Sprachen Sie nicht gleich anfangs von einer Art Verschwörung wider Sie? Man will Ihre Vergangenheit am Ende an die Oeffentlichkeit ziehen?"

„So ist es. Herr v. Glitz — Sie erinnern sich dieses Mannes gewiß noch — benützt seine zufällige Kenntniß von der Sache zu einem Racheſtreich gegen mich."

Jetzt war er es, der vor einem gellenden Schrei erbebte, der das Atelier durchzitterte. Mit Entsetzen sah er, welche Verwandlung sich in der Miene der Baronesse vollzog. Wie Dolche trafen ihn die sprühenden Blicke aus zwei haßfunkelnden Augen.

„O! Also darum fühlten Sie plötzlich das Bedürfniß, Ihr Herz vor mir zu erleichtern? Weil Sie wußten, daß Sie morgen vielleicht schon vor der ganzen Stadt am Pranger stehen würden? Anders hätten Sie mir überhaupt nie die Wahrheit gesagt! Ah, und Sie wagten es, mit einer solchen Vergangenheit mir, einer Steinar, zu nahen?"

Er erwiederte nichts. Er griff sich nur an die Stirn. Jetzt wurde es zum zweiten Male in ihm hell.

„Welche Schmach!" fuhr Klarisse, jetzt ganz die stolze Aristokratin, fort. „Allüberall weiß man von der beabsichtigten Verbindung — und jetzt wird man mit Fingern auf mich zeigen. Ich bin zum Gespött der Gasse geworden, der Pöbel wird über die Braut des Falschmünzers lachen, und mein Vater — der arme Vater! Er wird das nicht überleben — er ist ja ruinirt bei Hofe, wo er Sie zu den höchsten Ehren —" ein hysterisches Zorngelächter erstickte ihre Worte.

Hufschmied fühlte, daß eine Entzauberung mit ihm vorging. Wie hatte er sich in diesem Mädchen getäuscht!

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Frau

v. Steinar erschien auf der Schwelle — sprachlos vor dem Anblick, der sich ihr bot. Die lauten Herzensergießungen der Tochter schienen sie herbeigelockt zu haben.

„Mama! Mama!“ schrie Klarisse auf und warf sich an der Mutter Brust.

„Ja, mein Gott!“ brachte die Baronin mühsam genug hervor; „was ist denn geschehen? Was soll denn das nur bedeuten?“

Sie sah fragend Hufschmied an, über dessen Antlitz ein bitteres Lächeln flog, während er erwiederte: „Das werden Sie, gnädige Frau, wenn nicht früher durch die gnädige Baronesse selbst, so übermorgen aus der Zeitung erfahren!“

Damit verneigte er sich und ging.

Das war wieder der kräftige, stolze Mann, der mit ruhiger, fester Hand die Ruder seines Lebensschiffleins führte.

Jetzt gab es nichts Zweifelhaftes mehr in ihm, jetzt sah er sich Alles klar vorgezeichnet. Ja, er war entschlossen, sich frei seinem Schicksal zu stellen. Er fühlte, daß er der Welt ein offenes Bekenntniß schuldig war, er mußte sehen, wie man ihn richtete. Nun, wo er wußte, daß es wirklich Leute gab, die ihn ächteten, wäre er ein Betrüger gewesen, wenn er seine Jugendgeschichte hätte vertuschen wollen. Darum mochte die Enthüllung dieses Herrn v. Glitz ihren Lauf nehmen mit allen Folgen; er würde sich nicht noch einmal erniedrigen vor dem Manne!

Im Dahinschreiten auf der Straße, im plätschernden Regen, dachte er so gelassen über die Reihenfolge dessen nach, was er thun wollte, als ordne er die gewöhnlichsten Tagesgeschäfte. Von Zeit zu Zeit griff er sich unter dem Mantel an die Brust — rein unwillkürlich nur; er wunderte sich, daß da drinnen nichts eigentlich schmerzte. Er fühlte höchstens eine befremdende Leere an der gewissen Stelle,

eine Lücke, so wie etwa nach einer glücklich überstandenen Operation.

Diese Baroneß Klarisse hatte die excentrische Laune gehabt, sich von dem berühmten Künstler lieben zu lassen, der die Staffeln des Ruhmes mit so raschen Schritten erstiegen hatte. Es war eine Laune gewesen, entsprungen der Eitelkeit auf ihr eigenes künstlerisches Können oder vielleicht dem Verlangen, ihre Kreise, die Schaar ihrer Anbeter und Bewerber zu verblüffen und zu ärgern. Und der Baron! Es mochte diesem Höfling viele Seufzer gekostet haben, ehe er sich entschloß, auch auf dieses „Ich will's einmal!" seines verzogenen Lieblings einzugehen.

Ja, er war ein verblendeter Mann gewesen, wie ihn gestern noch Glitz genannt hatte, daß er den eigentlichen Zweck der ihm zugedachten Adelung erst jetzt einsah. Wie Schuppen fiel's ihm von den Augen. Darum sollte die Verlobung erst zu seinem Ehrentage veröffentlicht werden. Der geadelte Professor konnte schon eher als der künftige Eidam des freiherrlichen Hauses präsentirt werden.

„O, ich Dummkopf!" sagte Hufschmied zu sich selber, während er sich den regenweichen Schlapphut tiefer in die Stirn drückte. „Da wäre ich ja im schönsten Zuge gewesen, auch für die Zukunft der ausgemachte, ahnen- und ahnungslose Hampelmann Derer v. Steinar zu werden."

Da stieß ihn ein Regenschirm an, er wollte ausweichen, aber die Person darunter stellte sich ihm in den Weg.

„Potztausend, Herr Professor! So tief in Gedanken?"

Hufschmied sah sich einem guten Bekannten gegenüber, dem Doktor Schäfer, dem Herausgeber der „Allgemeinen Morgenpost", der verbreitetsten und maßgebendsten Zeitung des Landes. Die Herren schüttelten sich die Hände.

„Macht Ihnen Ihr Meisterwerk noch Sorge? Fürchten Sie, nicht fertig zu werden?"

„Ach ja, die Fresken!" versetzte der Maler. „Da habe

ich in der That noch die letzte Hand anzulegen, aber das kann auch morgen, am Sonntag geschehen. Ich habe zunächst Dringenderes mit Ihnen zu besorgen, Herr Doktor! Sie führt mir das Schicksal in den Weg." Es hatte ihn plötzlich der Gedanke ergriffen, daß es besser sei, Glitz zuvorzukommen, dessen gehässiger Angriff doch unzweifelhaft eine Entstellung der Wahrheit nicht unterlassen würde. „Wie ich Ihr Wohlwollen für mich kenne, beabsichtigen Sie wahrscheinlich, meiner Person noch in einem besonderen Artikel zur Eröffnungsfeier zu gedenken?"

„Das ist leicht zu errathen."

„Würden Sie mir vielleicht gestatten, selbst etwas zu schreiben — eine kleine autobiographische Notiz, die Ihre Leser gewiß sehr interessiren wird? Und könnte diese Notiz noch in Ihrer morgigen Frühausgabe erscheinen?"

„Ei freilich, aber hat denn das so große Eile?"

„Ja; mir liegt sehr viel daran, daß man mich noch vor diesem bedeutungsvollen Dienstag völlig kennen lernt."

Der eigenthümliche Ton des Künstlers machte den Anderen stutzig. „Wie meinen Sie das, Herr Professor?"

Hufschmied lächelte. „Ich will eine Probe auf den wahren Werth meines Ruhmes machen, denn ich fürchte, es war in der mir bisher zugewendeten Werthschätzung viel falsche Münze dabei; da muß ich aber vor Allem selber mit dem echten Gepräge den Anfang machen. — Sehen Sie mich nicht so erstaunt an, die Räthsel, in denen ich jetzt für Sie spreche, sollen sich sogleich lösen, wenn Sie mir die Erlaubniß geben, den gewünschten Artikel auf der Stelle abzufassen."

„Da kommen Sie nur gleich mit mir, ich bin eben auf dem Sprung nach der Redaktion! Mir wäre es auch lieb, die fragliche Notiz sofort in Satz geben zu können, denn es ist schon ein Uhr, und wir haben noch viel zu thun."

— — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später erhob sich Huffschmied von dem Schreibtisch im Bureau Doktor Schäfer's und überreichte diesem den vollgeschriebenen Papierbogen: das Manuskript zu seiner autobiographischen Notiz.

„Bitte, lesen Sie das erst, wenn ich draußen bin!“ sagte er. „Ich habe jetzt keine Zeit, die Ausdrücke Ihrer Ueberraschung entgegenzunehmen. — Das wird also gleich gesetzt werden?“

„Ohne Verzug. Wenn Sie wollen, können Sie in zwei Stunden den Bürstenabzug davon lesen.“

„Das wäre ja — hm! das ist wirklich das Beste! Bitte, würden Sie mir noch die Freundlichkeit erweisen, mir außerdem einen Abzug auf Postpapier herstellen zu lassen? Ich möchte denselben Seiner Majestät vorlegen.“

„Wie Sie wünschen, lieber Professor! Der Hofbericht meldet aber, beiläufig gesagt, daß sich der König auf seinem Jagdschloß Buchenhof befindet und erst am Dienstag Morgen zurückkehren wird, um am Abend der Festvorstellung im Theater beizuwohnen.“

„So, so! Dann muß ich es durch die Kabinetskanzlei besorgen lassen, denn eine Audienz am Dienstag Vormittag käme mir schon zu spät. Also meinen Dank, bester Doktor! Und ich bitte, die mir gütig bewilligten Abzüge gleich in meine Wohnung zu schicken.“

Damit drückte er dem kopfschüttelnden Herausgeber die Hand und eilte davon. —

Gegen fünf Uhr bereits konnte Professor Huffschmied in der königlichen Kabinetskanzlei erscheinen.

„Excellenz,“ begrüßte er dort den Generaladjutanten mit einer Miene, die den dicken jovialen alten Herrn betroffen machte; „ich habe hier die Ehre, Ihnen ein dringendes Immediatgesuch zu überreichen. Es ist nothwendig, daß Seine Majestät davon Kenntniß nimmt, ehe noch die Vorbereitungen zu der Hoftheaterfeier ihren Fortgang

nehmen, denn es wird dadurch Manches verändert werden. Ich lege mein akademisches Lehramt nieder, wenn es gewünscht werden sollte, und meine Abwesenheit bei dem Festakt ließe sich, wenn nöthig, schon heute durch eine Unpäßlichkeit in meinem Befinden begründen. Ich theile Eurer Excellenz das mit, um einer zeitigen Abwickelung meiner Angelegenheit entgegenzukommen. Inzwischen bitte ich, dieses Schriftstück sammt Beilage auf dem direktesten Wege Seiner Majestät zu übermitteln." —

Als Hufschmied die Kabinetskanzlei im königlichen Palaste verließ, sah er den Freiherrn v. Steinar die Treppe heraufkommen. Schon erhob sich seine Hand unwillkürlich nach dem Hute, als er bemerkte, daß der Baron so starr an ihm vorbeisah, als wäre er gar nicht vorhanden.

„Sehr gut!" sagte sich der Maler, als sie wie ein paar Marionetten aneinander vorbeischritten. „Der edle Herr hat sich rasch gefaßt. Vor vierundzwanzig Stunden war ich noch der Intimste seiner Intimen, und jetzt bin ich ihm Luft. Ja, das kommt davon, wenn man so unversehens selber ein bischen in Hofschranzenthum gemacht hat!"

Das Letzte an diesem heute so ereignißreichen Tage war, daß er seinem Diener zu Hause den Auftrag gab, diesen Herrn v. Glitz, falls er doch wieder vorsprechen sollte, auf keinen Fall einzulassen.

„Sagen Sie ihm, ich verbäte mir ein- für allemal seine Besuche oder Briefe. Ich hätte meine Sache allein geordnet!"

4.

Am Sonntag Morgen trat der Diener des Professors zur gewohnten Stunde bei seinem Herrn ein, mit dem Frühstück und der Zeitung, der „Allgemeinen Morgenpost".

Hufschmied lächelte sarkastisch, als er den scheuen Blick, die offenbare Verlegenheit des Burschen gewahrte.

Aha, der wußte schon Alles, der hatte die Zeitung

gelesen! Die Geschichte ging rasch. Freilich, der Untergang eines Menschen macht sich ja überhaupt schneller, als der Aufstieg.

Man sah dem Diener an, daß er froh war, sich gleich wieder zurückziehen zu dürfen.

Hufschmied frühstückte und entfaltete dabei die Zeitung. Ja — da stand's: „Erklärung."

Wie sich das ausnahm an der Spitze des lokalen Theils, in größerer Schrift als alles Uebrige gesetzt. „Feindselige Machinationen, die wider mich im Gange sind, legen mir die Nothwendigkeit nahe, mich in einer bisher als rein persönlich erachteten Sache an die öffentliche Meinung zu wenden —"

Gut, ganz gut! Jetzt kam das Bekenntniß in knappen, schmucklosen Worten und zum Schlusse hieß es: „Dies nur zur Steuer der Wahrheit, nicht etwa zur Rechtfertigung. Diese liegt allein in meinem eigenen Gewissen."

Jetzt war also der Stein im Rollen und das Urtheil vielleicht schon gesprochen, im Publikum und draußen auf Buchenhof. Es konnte eigentlich nicht zweifelhaft sein; der König würde seine Entlassung stillschweigend annehmen — das war er ja schon der Adelsgesellschaft schuldig, die im Freiherrn v. Steinar so schwer beleidigt worden war. In diesem Falle gedachte Hufschmied die Stadt zu verlassen, um den Leuten aus dem Wege zu gehen.

Wie es aber auch immer kommen mochte, zunächst hatte er hier noch ein Werk zu vollenden, und das wollte er mit Eifer thun. Ja, er freute sich, heute in der Sonntagsstille den letzten Pinselstrich an seinen Fresken zu machen — allein, vollkommen ungestört von den Handwerkern, die sonst gleichzeitig im Theatersaale gearbeitet hatten.

„Joseph, eine Droschke!" befahl er.

Der Diener hielt es für geboten, den Herrn schüchtern darauf aufmerksam zu machen, daß das Wetter heute so schön sei, wie man es nur verlangen könne.

„Thut nichts, ich will etwaige Begegnungen auf der Straße vermeiden."

„Wohin, wenn man fragen darf, gedenken der Herr Professor zu fahren? Es ist nur, um ... wenn zufällig Jemand fragen sollte —"

„Es braucht's Keiner zu wissen — ich bin für Niemand mehr zu haben."

„Aber wann darf ich auf die Rückkehr des Herrn Professors rechnen? Oder wollen Sie wieder im Restaurant speisen?"

„Ich weiß nicht!" wehrte Hufschmied ungeduldig ab. „Lassen Sie mich jetzt mit solchen Fragen zufrieden! Ich komme, wenn's mir paßt — vielleicht gar nicht. — Adieu!"

Und er fuhr zum Theater. Er betrat es durch die kleine Bühnenthüre, zu der er seit dem Beginn der Restaurirungsarbeiten den Schlüssel bei sich trug. Er wollte dem Thorwart die Sonntagsruhe nicht stören, Niemand sollte wissen, wo er sich befand; so war's ihm am liebsten.

Heller Sonnenschein, der durch die geöffneten Luken an den Hinterwänden der Gallerie hereindrang, durchfluthete den weiten, hohen Raum.

Aber was war denn das? Die Gerüste schon so gut wie abgeräumt; nur vorne am Proscenium, wo er noch die Fußleiste des zweitheiligen Deckengemäldes zu verzieren hatte, stand ein schmaler, thurmhoher Bau.

Ach ja, freilich! Er hatte ja vorgestern die Erlaubniß dazu gegeben, und gestern Abend war es geschehen; die Zimmerleute hatten nicht gewußt, daß er seine Arbeit gestern versäumt hatte. Nun, es mußte auch so gehen!

Er kletterte die Leitern hinan. Am ersten Absatz, der bis in die Höhe der Hofloge reichte, fehlte schon das Geländer. Na, von da aus riskirte man bei einem Fall noch nicht gleich den Hals. Aber auch oben in der schwindelnden Höhe schien das Brettergefüge stellenweise schon gelockert

zu sein! Mit dem Anbau, der diesem Gerüste den Haupthalt gegeben, fehlten auch die Klammern, welche die aneinandergestoßenen Latten verbunden hatten. Aber er hatte nichts zu fürchten, er kannte ja jeden Zollbreit auf diesem Boden, und da er allein war, brauchte er keinen Anstoß von unten her zu fürchten. Ueberdies herrschte ja klares Licht ringsum.

Sicheren Fußes bestieg er da oben noch die kleine Trittleiter, mittelst welcher er bequem an die Decke reichen konnte. Auf dem hohen Rolltische daneben lagen seine Malgeräthe. Er füllte die Farben in die Schalen der Palette, raffte die Pinsel zusammen und machte sich mit Eifer an die Arbeit. Die grotesk aneinander gereihten Masken, aus denen die „Leiste“ bestand, waren schon sammt und sonders aus der Skizze herausgearbeitet; er hatte nur die feinere Charakterisirung zu vollenden. Da war das im Todesschrei verzerrte Gesicht des Philoktet, mit dem weitgeöffneten Munde, wie es sich die tragische Maske des antiken Theaters noch erlauben konnte, daneben eine andere, die für den Kopf des blinden Oedipus gelten konnte, und da marschirten sie nacheinander auf, die Charaktere aus den Werken des Sophokles, Euripides, Aeschylos, des Aristophanes und Plautus. Fast an jedem hatte der Pinsel des Künstlers noch etwas zu bessern; mitunter waren es nur ein paar Linien, ein feiner Strich oder ein leiser Schatten, die früher Niemand vermißt hätte, die hinterher aber Jedem als unumgänglich erforderlich einleuchten mußten, so sehr trugen sie zum Gesammteindrucke bei.

Stundenlang pinselte Huffschmied so an dem Rahmen des unteren Hauptgemäldes, Fuß um Fuß mit der Trittleiter nachrückend, bis ihn endlich die Müdigkeit in den stets erhobenen Armen zum Rasten zwang.

Wie doch die Zeit verflogen war! Wirklich, so lange in einem Zuge hatte er schon seit Wochen nicht mehr gearbeitet.

Er stieg von dem Tritt herab und setzte sich auf dessen untere Stufe, den Kopf soweit zurücklegend, daß er die diesseitige Hälfte des in zwei großen Bogen um den Kronleuchter gelegten Deckengemäldes in die richtige Gesichtslinie bekam. Ein befriedigtes Lächeln umspielte dabei seine Lippen. Ja, da lag Leben und Bewegung darin!

Das Gemälde war jetzt bereits seit drei Wochen fertig; die Hauptfigur hatte er schon zu Ende des Sommers vollkommen entworfen gehabt. Damals hatte er ihr die Züge der Baronesse v. Steinar gegeben, so wie sie in seinem zur Liebe aufkeimenden Herzen gelebt hatten; er hatte von jeher eine Stärke darin gesucht, Porträtähnlichkeiten frei aus dem Gedächtniß zu schaffen. Wochenlang war der erste Entwurf geblieben. Er war mittlerweile Klarisse im rein geselligen Verkehre näher gerückt, die Liebe hatte ihn ganz und gar in Fesseln geschlagen, mit Entzücken gedachte er in der Einsamkeit ihres geistvollen, heiteren Geplauders, schwindelnd erfüllte ihn das Verlangen, diesen berückend schönen Mund zu küssen, aber sein Künstlerauge ward von Tag zu Tag unzufriedener mit ihrem Bildniß, diese gemalte Muse da oben ließ ihn immer kälter. Das war ja gar nicht Klarisse, und das war auch nicht die „Kunst", wie er sie sich verkörpert dachte. Er besserte nach, das Porträt wurde dadurch vollkommener, aber immer mehr entfernte sich dieses Frauenantlitz von dem Ausdruck, den er der Muse geben wollte. Und da hatte er eines Tages das Gesicht ausgekratzt und neu begonnen. Er entschuldigte sich vor seiner Liebe damit, daß er seine Herzenskönigin ja auch nicht so vor aller Welt zur Schau stellen wollte. Einzelne Züge von ihr sollten immerhin wieder Platz finden, aber er brauchte vor Allem etwas mehr Ernst und Tiefe für die Physiognomie; sanfte Heiterkeit stand der „Kunst" wohl an, aber tief im Grunde ihrer Seele mußte auch ein wenig Wehmuth schlummern, etwas von der schönen

Erhabenheit des Schmerzes, der allem Edlen anhaftet; und davon hatte das Wesen der reizvollen Baronesse nicht die Spur.

Und doch hatte er das Modell für diesen Gesichtsausdruck damals sozusagen bei der Hand gehabt. Da war ihm zu Beginn des neuen Schuljahres an der Akademie unter seinen neu eingetretenen Schülerinnen gleich am ersten Tage ein stilles Gesichtchen aufgefallen, das so andächtig aus zwei dunklen Augen zu ihm aufgeblickt hatte. Das Gesicht war ihm dann zuwider geworden, als er an dem Mädchen eine absolute Talentlosigkeit für sein Fach entdecken mußte. Er hatte das Gesicht beschuldigt, ihn bestechen, rühren zu wollen, und sein Künstlergewissen hatte sich dagegen aufgebäumt. Wollte dieses Mädchen mit Blicken bezahlen, was ihre ungeschickte Malerhand schuldig blieb? Und doch, Einiges aus diesem Gesicht konnte er für seine Muse immerhin nehmen und festhalten. Und so war es auch geschehen. Die Muse des Deckengemäldes erhielt das herrliche Goldhaar Klarissens, das süße Oval ihres Gesichtes und ihre Nase, aber der feine Zug um den Mund, die reine Stirne, vor Allem aber der tiefe, seelenvolle Blick war von der Anderen. So hatte ihn das Antlitz befriedigt, das war „ein Ideal, das sich sehen lassen konnte," hatte er sich lachend gesagt, „ein Ideal, wie man es im Bilde liebt, während wir uns im Leben lieber an die Mädchen vom Schlage Klarissens halten."

Dieser Gedanke fiel ihm auch jetzt wieder ein, und er schüttelte den Kopf. Auch im Leben sind Mädchen, wie diese Klarisse, nur als überflüssiger Schmuck eines vornehmen Hauses etwas werth.

Dann dachte er an Diejenige, die er sich zum zweiten Modell genommen hatte. Ja, die Hübner! Ottilie hieß sie ja wohl mit ihrem Vornamen! Der Name war ihm nicht sympathisch. Nun, dieses Fräulein Ottilie Hübner

gehörte jetzt auch zu seinen triumphirenden Feinden. Wie würde sie sich freuen, wenn sie die Geschichte in der „Morgenpost“ zu lesen bekam! Er stellte sie sich vor, wie sie mit triumphirendem Finger auf die Druckerschwärze wies und — gleich diesem Herrn v. Glitz — voll Hohn hinauslachte: „Da seht, und der da redet von künstlerischem Gewissen, der spricht vernichtende Urtheile aus und jagt Andere in Schmach und Elend!“

Aber nein, das Hohngelächter konnte er sich doch nicht gut vorstellen, es paßte so gar nicht zu ihrem Gesicht. Oder war das nur, weil er dieses gemalte Antlitz da oben an der Decke vor sich hatte, das freilich nicht hohnlächeln konnte?

Gleichviel, sie mußte auf jeden Fall Genugthuung darüber empfinden, daß er wenigstens von seiner gesellschaftlichen Höhe gestürzt war, sie mußte ja sein Verhalten ihr gegenüber — von ihrem Standpunkte aus — als eine bittere Ungerechtigkeit, empfinden, und man darf von einem Menschen nichts Uebermenschliches verlangen.

„Am Ende sind alle Feindseligkeiten, mit denen wir uns das Leben sauer machen, nur auf Mißverständnisse zurückzuführen,“ lachte er. „Das ist, glaube ich, auch ungefähr von Goethe gesagt worden. Ja, ja, der große Goethe, der kannte die Leute! Aber jetzt wieder an's Werk! Wenn die gute Stimmung anhält, so kann in zwei Stündchen Alles fix und fertig sein.“

Er stand auf und wollte eben die Palette aufnehmen, um wieder sein Leiterchen zu erklimmen, da drang ein starkes Geräusch an sein Ohr, das von unten aus dem Hintergrunde des mächtigen Saales herkam. Eine Thür fiel draußen zu, dumpfe, rasche Schritte näherten sich, jetzt wurde die innere Thür, die vom Stehparterre her zum Mittelgang zwischen den Parkettplätzen führt, aufgerissen. Man sah deutlich den Ausschnitt mit dem Tageslicht von

draußen in der dunklen Hinterwand, und ein paar Schatten huschten herein.

Ein kurzes erregtes Geflüster schwirrte herauf — wie Geisterstimmen sich in dem akustischen Kuppelsaale fortpflanzend. War da nicht eben sein Name genannt worden? Wer waren denn diese Leute da unten, und was wollten sie?

Er warf die Pinsel hin und trat hastig vor an den Rand des Gerüstes, nur von dem Wunsche beseelt, sich über diese Störenfriede zu unterrichten; und in diese einzige Sekunde drängte sich eine Reihe blitzschnell aufeinanderfolgender Ereignisse.

„Da ist er! Heiliger Gott — er will sich herabstürzen!“ ertönte ein Schrei, und da verlor Huffschmied wirklich den Halt unter seinen Füßen. Er war auf dem blos lose auf den Schragen liegenden Brette zu weit hinausgetreten — es kippte um, die Schranke, nach der seine Hand haschte, brach aus den Nägeln — er sah noch, wie eine dunkle Gestalt da unten mit weit vorgestreckten Armen den Parkettgang herabgeflogen kam — gleichzeitig wurde er mit furchtbarer Wucht in einem scharfen Bogen auf die untere Etage des Gerüstes hinabgeschleudert, und das lange Brett, das seinem Körper im Umkippen diese Richtung gegeben, überschlug sich und sauste in's Parkett hinab.

Das Donnergepolter mischte sich mit einem neuen Schrei, der aber gleichzeitig aus mehreren Kehlen aufstieg. Mehr konnte Huffschmied zunächst nicht wahrnehmen, denn er verlor für den Moment die Besinnung.

Die Betäubung währte jedoch nur ein paar Sekunden. Dann konnte er sich schon aufraffen. Er reckte die Glieder. Nein, er hatte nichts gebrochen, nur der Rücken schmerzte ihn, und in seinem Schädel summte es wie meilenweit herkommender Glockenton. Aber da unten im

Parkett mußte etwas Entsetzliches geschehen sein! Da stöhnte es, Rufe des Schreckens und der Verwirrung hallten im Saale wider, und eine Person rannte jetzt hinaus, wahrscheinlich um Hilfe herbeizuholen.

„Was ist geschehen?" schrie er hinunter und glitt die Leiter hinab.

Als er unten ankam, erhob sich eine von den zwei Männergestalten, die sich in dem schmalen Parkettgange über eine dritte gebeugt hatten, eine weibliche, die am Boden lag.

„Bohrmann, was machen denn Sie da?" fragte der Professor erstaunt. „Und wer ist denn das? Die Dame ist doch nicht schwer getroffen?"

Bohrmann, der älteste Schüler aus der Malklasse des Professors, konnte nicht antworten. Hufschmied erkannte die am Boden liegende Gestalt und stieß einen Schrei des Staunens und des Schreckens aus.

„Fräulein Hübner!"

Damit drängte er den zweiten Mann hinweg — seinen Diener Joseph. Er hatte aber keine Zeit, sich jetzt über die Anwesenheit des Burschen zu wundern. Er kniete nieder, legte seine Hand auf die Stirne der Regungslosen, wo er eine dunkle Stelle gewahrte, und schauderte, als er es warm und feucht unter seinen Fingern fühlte.

Ah, das war Blut!

„Einen Arzt — schnell einen Arzt! Und vor Allem Wasser! So schnell als möglich!"

Da kam auch schon der zurückkehrende Theaterportier herbeigestürzt, einen Wassereimer schleppend; ihm folgte seine Frau mit Leinenzeug.

„Sie lebt!" rief Hufschmied, der Portiersfrau ein Stück Leinwand aus der Hand reißend, mit welchem er das Blut der Wunde zu stillen suchte. „Aber jetzt einen Arzt — einen Arzt!"

„Der muß im Augenblick da sein," antwortete der Thorwart. „Mein Mädel holt ihn schon!"

Hufschmied richtete den Oberkörper der Besinnungslosen so sanft wie möglich ein wenig auf.

„Wir müssen sie wegzutragen versuchen, hier in dem engen Raume sind wir ja an Allem behindert! Greifen Sie an, Bohrmann! Und nur behutsam — nicht erschüttern! Es hängt dieses junge Leben an einer einzigen unserer Bewegungen!"

Mit der größten Sorgfalt trug man Fräulein Hübner hinaus nach der Portiersloge, wo die Frau auf einem kleinen Lederdiwan rasch ein Lager herstellte. Da war auch schon der Theaterarzt zur Stelle; er hatte von der Botin bereits erfahren, um was es sich handelte. Er nahm die nassen Kompressen, die man ihm von zwei Seiten reichte, stillte das Blut, das unter dem geöffneten Nothverbande wieder hervorbrach, und untersuchte die Wunde mit kundigem Blick.

„Die Stirnwunde ist leicht, also an sich von keiner besonderen Bedeutung. Das herabfallende Brett hat sie jedoch schwer getroffen und vielleicht eine Gehirnerschütterung herbeigeführt. Wir werden sehen."

„Es ist aber doch zu keiner ernstlichen Besorgniß Anlaß?" fragte Hufschmied hastig. Der Arzt zuckte die Achseln.

„Vorläufig nicht, denn ich hoffe auf eine leichte Gehirnerschütterung. Wenn keine Gehirnentzündung dazutritt, ist keine Gefahr zu besorgen."

„Und wann wird sich das entscheiden?"

„Wer kann das sagen? In den nächsten vierundzwanzig Stunden."

Diese Auskünfte gab der Doktor schon, während er aus seinem mitgebrachten Verbandzeug das Nöthige zuschnitt. Dann kam die Patientin ein wenig zu sich, schlug

die Augen auf und lispelte etwas, das man für den Ausdruck von Durstempfindung nehmen mußte. Gleich darauf versank sie wieder in ihre Ohnmacht.

Der Arzt meinte, es würde am Gerathensten sein, die Kranke in ihre gewohnte Umgebung zu bringen; gerade jetzt könne ein Transport noch am ehesten stattfinden. Und als er von dem jungen Maler vernahm, daß die Wohnung der Mutter nicht weit entfernt sei, schickte er den Portier aus, um aus der Rettungsstation des Hoftheaters die Wagenbahre zu requiriren.

Während der Arzt noch die weiteren Maßregeln traf, trat Hufschmied mit seinem Schüler auf den Korridor hinaus. Joseph, der Diener, wurde zu Frau Hübner vorausgeschickt.

„Bohrmann," begann er, „jetzt erklären Sie mir einmal den Hergang der Sache!"

„Verzeihen Sie, Herr Professor, es — es war wohl ein Mißverständniß!" versetzte dieser verlegen. „Es ist — wir glaubten nämlich Alle, Sie würden — Sie könnten oder wollten — ach, bitte, Herr Professor, werden Sie nicht ungeduldig! Ich will lieber von Anfang an berichten! Wir — Ihre Klasse — wir hatten von Ihrer bevorstehenden Verlobung gehört, Professor Weinmüller sprach ganz bestimmt davon, und wir haben da eine künstlerische Adresse hergestellt, um Ihnen zu der Verlobung unsere Gratulation darzubringen. Alle Schüler sollten sich unterschreiben, der Vollständigkeit wegen auch Fräulein Hübner, obwohl sie meinte, ihr Name würde da nicht hineinpassen, wir würden dadurch nur Ihren Zorn erregen. Um sich aber doch — wenn auch stillschweigend — an unserer Huldigungsgabe zu betheiligen, übernahm sie es, die Stickerei auf dem Seidenbande zu machen, mit dem wir die Pergamentrolle zu umschlingen gedachten. Es sollte Ihr und der Baronesse v. Steinar Namenszug an den beiden Enden in Gold gestickt werden."

„Und dazu erklärte sich das Fräulein bereit?"

„Sie hat es uns selber so vorgeschlagen, aber sich strenge Verschwiegenheit ausbedungen. Es war also Alles bestens vorbereitet. Fräulein Hübner wollte die Arbeit morgen früh fertig haben. Da las ich heute früh Ihre — Ihre Erklärung in der Zeitung und war dadurch auf's Höchste bestürzt. Ich gewann die Ueberzeugung, daß wir in unserem Eifer, Ihnen unsere Gratulation darzubringen, etwas zu voreilig gewesen waren. Mein nächster Weg war nunmehr zu Fräulein Hübner, um ihr zu sagen, daß sie sich mit der Stickerei keine Mühe zu geben brauche. Sie hatte noch keine Ahnung von dem Vorgefallenen, auch von dem bewußten Zeitungsartikel nicht, und war ganz fassungslos, als ich ihr davon sprach. Ich hatte das Blatt bei mir und ließ es sie lesen. Sie wurde todtenblaß dabei und am Ende nahm sie mich in höchster Aufregung bei Seite und sagte mir, das wäre die Sprache eines Mannes, der mit dem Leben abgeschlossen hat."

Hufschmied trat überrascht einen Schritt zurück.

„Ah, jetzt versteh' ich! Nun und was geschah dann?"

„Nachdem sie mir den Verdacht eingeimpft hatte, konnte ich natürlich nicht umhin, mir so rasch als möglich Gewißheit zu verschaffen. Ich lief also auf der Stelle die Treppe hinab, und sie folgte mir, als geschähe es ganz unwillkürlich. Wir nahmen eine Droschke nach Ihrem Hause — da wartete das Fräulein unten, während ich zu Ihnen hinauf lief. Ich erfuhr, Sie seien nicht zu Hause — Ihr Diener wußte mir auch keine nähere Auskunft zu geben, aber als ich mit meinen Befürchtungen herausplatzte, war auch er im Nu davon angesteckt. Er meinte, Sie hätten vor dem Fortgehen so sonderbare Redensarten geführt, hätten gesagt, Sie kämen vielleicht gar nicht mehr heim und dergleichen, und dann hätten Sie auch gestern Nachmittag viel geschrieben, Ihre Papiere geordnet, kurz, alle

Vorbereitungen zu einem außerordentlichen Schritt getroffen. Wir stürmten jetzt natürlich Alle fort, um nach Ihrem Verbleib zu forschen. Fräulein Hübner denkt nur einen Moment nach, dann fragt sie den Diener, ob Sie mit Ihren Arbeiten im Theater fertig geworden seien, und als sie hört ‚nein‘, da sagt sie mit einer verblüffenden Bestimmtheit: ‚Dann hat er sich in's Hoftheater begeben; er wird erst sein Werk vollenden, ehe er aus der Welt geht. Vielleicht kommen wir noch nicht zu spät!‘“

„Gut, gut — ich danke Ihnen!“ sagte Hufschmied ganz ergriffen. „Das Uebrige erklärt sich von selbst.“ —

Als der Krankentransport in der Wohnung der Mutter anlangte, kümmerte sich vorläufig Niemand um den Maler, der hinter den Trägern ebenfalls eingetreten war. Erst als er sich in dem bescheidenen Zimmer der Rentamtmannswittwe allein fand, während im anstoßenden Gemache die Kranke gebettet und versorgt wurde, da kam er zu klarerer Besinnung.

Was wollte er hier? War er nicht in Gefahr, sich lächerlich zu machen?

Er sah um sich, da fiel sein Blick auf einen grellfarbigen Gegenstand, der ihm vom Fenster her entgegenleuchtete. Es war ein breites schweres Seidenband, das dort von einem Nähtischchen halb herabhing, gerade so, als wäre es in höchster Eile weggeschleudert worden, ein purpurnes Band, mit Goldstickerei auf beiden Enden, eine davon erst halb vollendet. Hufschmied stürzte plötzlich darauf los und steckte es zu sich, als brenne es ihm in den Fingern.

Gleich darauf kam Frau Hübner mit dem Arzt heraus.

„Bis jetzt noch keine wesentliche Veränderung,“ sagte dieser. „So wollen wir das Beste hoffen. Am Abend muß es entschieden sein. Wenn sie die Stunden bis da-

hin gut übersteht, ohne allzustarkes Delirium, so ist die Genesung gesichert. Verschreiben kann ich nichts. Wechseln Sie nur fleißig die kalten Umschläge auf dem Kopf und geben Sie ihr nicht zuviel zu trinken, auch wenn sie empfindlichen Durst leiden sollte! Dabei das Zimmer kühl und luftig. Das wäre Alles. Vor Nacht sehe ich wieder nach."

Huffschmied sah ein, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als sich mit dem Doktor zu entfernen. Frau Hübner war von seiner Anwesenheit sichtlich ohnehin nicht recht erbaut. Er trat auf sie zu, drückte ihr die Hand und sprach Mancherlei, auf das er sich hinterher nicht mehr gut hätte besinnen können.

— — — — — — — — — — — —

Huffschmied erwachte am nächsten Morgen erst spät. Es war freilich kein Wunder; er war die halbe Nacht durch die Aufregung seines Innern wach gehalten worden. Jetzt erhob er sich und kleidete sich mit einer Hast an, als könne er die verlorenen Stunden noch einholen. Der schrille Ton der Klingel, mit der er seinen Diener herbeirief, enthielt schon den Vorwurf, der dem Burschen gleich darauf an den Kopf flog: „Warum haben Sie mich nicht geweckt?"

„Verzeihung! Ich dachte, Sie brauchten doch die Ruhe nach den Aufregungen des gestrigen Tages, und zudem war eben der Doktor da, um Sie über den Zustand Fräulein Hübner's zu beruhigen."

Der Maler war starr. Was der Joseph doch für ein gescheidter Kerl war!

„Der Doktor? Welcher Doktor?" that er sehr verwundert.

„Nun, der Theaterarzt. Er kam vor einer Stunde vorbei, eben auf dem Rückwege von der jungen Dame. Er wollte wissen, daß Sie ihm eine rasche Botschaft über das Befinden der Patientin danken würden, da Sie vielleicht

keine Zeit hätten, noch am Vormittag bei ihr selber vorzusprechen."

Ja, ja, die Akademiestunde! Und die war ja doch wieder versäumt, gründlich versäumt, wie ein Blick auf die Uhr lehrte. Jetzt, um Elf, pflegte Hufschmied von dem Unterrichte schon zurückzukehren. Aber, eigentlich besser so! Konnte er denn das gewohnte Tagwerk aufnehmen, ehe sich sein Schicksal entschieden hatte?

„Nun, und was sagte der Arzt?" fragte er dann, ärgerlich, daß Joseph so tückisch war, sich die Fortsetzung seiner Mittheilungen erst abnöthigen zu lassen.

„Das Fräulein wird schnell genesen, die befürchtete Gehirnerschütterung ist nicht eingetroffen. — Befehlen der Herr Professor das Frühstück?"

„Meinetwegen."

Hufschmied schämte sich nur vor dem Burschen, sonst hätte er gerne auf das Frühstück verzichtet, um augenblicklich zu Ottilie zu eilen. Als aber dann die Chokoladentasse vor ihm stand, da befahl er: „Joseph, eine Droschke!" Und als ob er sich entschuldigen müsse, setzte er hinzu: „Es ist wirklich wunderbar warm heute, ich will eine kleine Spazierfahrt machen."

Mit einer Bedachtsamkeit, mit der er die fieberische Ungeduld in seinem Innern bezähmen wollte, legte Hufschmied seinen Ueberrock an, und ging dann mit langsamen Schritten durch das Zimmer, um zu warten, bis Joseph mit dem Wagen ankäme.

O, nur ruhig Blut! Nichts übereilt, nichts überstürzt! Damit gab er dem großen Entschlusse, der doch schon so fest und klar vor ihm stand, die nothwendig erscheinende Reife. Seine Vernunft sollte sich nicht zu beklagen haben, daß sie in der ihn bewegenden Herzensfrage nicht zu Rathe gezogen worden sei.

Jetzt erschien Joseph wieder, fast athemlos. „Legen Sie

ab, Herr Professor, legen Sie ab!“ rief er. „Der König kommt! Er folgt mir auf dem Fuße. Ich hatte nur gerade noch Zeit —“

Da zog der königliche Leibjäger draußen schon die Klingel. Joseph stürzte hinaus, und Hufschmied folgte ihm, indem er sich den Mantel vom Leibe riß.

Dem Maler schwamm es vor den Augen — die schlanke jugendliche Erscheinung des Monarchen tauchte wie aus einem Nebel vor ihm auf, kaum hatte er die Besinnung, die ihm freundlich entgegengestreckte Hand zu ergreifen.

„Majestät — Majestät!“ war Alles, was er hervorzubringen konnte.

„Wie denn?“ meinte der König. „Sind Sie so überrascht, lieber Professor, mich wieder einmal bei Ihnen zu sehen? Lassen Sie mich versuchen, ob ich mich nicht ganz gut noch bei Ihnen zurecht finde!“

Damit ging er wie ein vertrauter Hausgenosse auf die richtige Thür los, die in das Atelier führte. Hufschmied folgte, noch immer halb betäubt vor Ueberraschung.

„Wie?“ dachte er einen Moment; „sollte der König durch irgend eine merkwürdige Verkettung von Zufällen von meiner Eingabe und dem gestrigen Zeitungsartikel noch gar keine Kenntniß erhalten haben?“

Im Vorzimmer starrte Joseph noch eine Weile sprachlos den baumlangen Leibjäger an, der wie eine Bildsäule dastand, den Mantel des Königs im Arm.

„Hören Sie, Herr Metzler,“ flüsterte er dann, behutsam nähertretend, „was bedeutet denn das?“

„Na, sind Sie denn auf den Kopf gefallen?“ gab der Diener jovial zurück, ohne seine stramme Haltung im Mindesten zu verändern. „Wir besuchen Ihren Professor wie sonst — da ist doch Alles klar, dächte ich.“

„Also morgen — die Eröffnung des Hoftheaters, die findet ganz programmgemäß statt?“

„Natürlich."

„Und das da?" Joseph machte dabei mit dem rechten Zeigefinger eine gewaltige Kreisbewegung um das oberste linksseitige Knopfloch seines Rockes. „Das Dings — der Georgsorden. Sie wissen doch."

„Daraus kann wohl nichts werden. Aber was braucht der Herr Professor das, wenn wir ihm nach wie vor gewogen bleiben? Wir sind extra seinetwegen schon heute von Buchenhof hereingekommen."

„Nein, das hätt' ich mir in meinem ganzen Leben nicht gedacht!"

„Mancher Andere auch nicht. Aber Sie wissen, unser König, der weiß, was ein Künstler ist!" — —

Als der König wieder in's Vorzimmer heraus kam, nahm er Hufschmied vertraulich am Arm.

„Apropos, Sie wollten ja gerade ausfahren, als ich kam. Blos zum Vergnügen, das herrliche Herbstwetter zu genießen? Dann kommen Sie doch mit mir und begleiten Sie mich! Wir können unterwegs noch etwas plaudern."

Die beiden Diener wechselten einen bedeutsamen Blick miteinander, während Jeder seinem Herrn in den Ueberrock half.

Und der König fuhr mit dem Künstler in der offenen Equipage mitten durch die Residenzstadt.

5.

Zur Mittagsstunde trat Hufschmied bei der Rentamtmannswittwe Hübner ein.

„Also doch!" entfuhr es der Frau unwillkürlich; sie mußte schon darauf gerechnet haben, daß er den Besuch versäumen werde. Aber Hufschmied ließ sich dadurch keineswegs abschrecken. In seiner Miene lag es wie Frühlingssonnenschein.

„Werthe Frau Hübner, ich kann es nicht länger verschieben, mit Ihrer Tochter ein dringendes Wort zu sprechen.“

„Unmöglich!“ suchte die Dame auszuweichen. „Ottilie ist momentan noch durchaus nicht in der Verfassung, Herr Professor, und so sehr ich die Ehre zu schätzen weiß —“

„O, Sie können mich nicht täuschen! Ich weiß, daß es ihr gut geht, und der Arzt keine Befürchtungen mehr hegt.“

Frau Hübner biß sich auf die Lippe.

„Nun denn,“ sagte sie, „aber ich hege Befürchtungen. Sie zwingen mich, Ihnen zu sagen, daß Ottilie mich dringend gebeten hat, sie ungestört zu lassen. Mein Gott! begreifen Sie denn nicht, Herr Professor, daß es ihr überaus peinlich sein muß, den Ausdruck der Theilnahme entgegenzunehmen, den Sie ihr natürlich schuldig zu sein glauben? Sie hat ganz nüchterne Ereignisse etwas zu tragisch genommen und empfindet das nun beschämend genug. Wir danken Ihnen sehr für Ihre Aufmerksamkeit —“

„Und nehmen alles Weitere für empfangen an,“ ergänzte er. „Ich verstehe vollkommen. Aber ich habe mit Ihrer Tochter noch etwas Anderes zu besprechen, das weit über alle konventionellen Redensarten hinausliegt.“

Frau Hübner zögerte noch. Da öffnete sich die Thür des anstoßenden Zimmers, und Ottilie erschien auf der Schwelle. Sie trug noch einen Verband um die Stirne, und das Gesichtchen sah angegriffen aus, rührender und holder als je.

Hufschmied ging an der Mutter vorbei sofort auf sie zu, mächtig ergriffen von diesen reinen Zügen, die ein herbes Leid verbargen.

Ottilie hatte die kurze Unterredung der Beiden wohl vernommen und wollte den nicht abzuweisenden Pflicht-

besuch des Herrn Professors als etwas Unvermeidliches entgegennehmen. Als sie ihm aber in das höher gefärbte Gesicht sah, da wich sie betreten zurück; man merkte es ihr an, sie wäre in ihrer plötzlichen Bangigkeit am liebsten vor ihm geflohen.

Doch Hufschmied ließ ihr keine Zeit zu einem abweisenden Worte; mit einem stürmischen Schritte ging er ihr nach, und da standen sie allein in dem kleinen Zimmer.

„Sie wollen mein Mitleid nicht, ich weiß," sagte er mit bewegter Stimme. „Sie haben mir das schon einmal recht deutlich ausgesprochen. Wie aber, wenn ich von Ihnen etwas erbäte? Ich darf wohl hoffen, daß Sie es mir nicht versagen werden, nachdem Sie mir ja gestern schon einen Beweis dafür gegeben haben."

Sie wurde blutroth und rang nach Worten. Aber er ließ ihr keine Zeit dazu.

„Da entsprang es allerdings einem Irrthum. Es ist nicht der Mann, der mit Todesgedanken umgeht, der Ihrer edlen Aufopferung bedarf, sondern ein Lebender, ein neu Auflebender, dem Ihre Liebe erst so eigentlich zu einem frohen Dasein verhelfen könnte. Würden Sie dem Ihr mitfühlendes Herz verschließen?"

Jetzt wich die Gluth aus ihrem Antlitz, um einer jähen Blässe Platz zu machen. Ihr dunkles Auge öffnete sich weit, und ihre bebende Hand suchte einen Stützpunkt.

„Herr Professor!" kam es wie ein Vorwurf von ihren Lippen.

„Ah! Halten Sie mich für einen unüberlegten Jüngling, der in der Hitze des Augenblickes von einem Extrem in's andere fällt? Ich sehe, ich muß in dürren Worten sagen, was Sie der stürmischen Sprache meines Herzens nicht glauben mögen. Nun, so betrachten Sie sich den Mann, der sozusagen über Nacht durch Himmel und Hölle geschritten ist! Ist es denn wirklich so wunderbar, wenn

ein Blinder einmal sehend wird? Es ist doch genug geschehen, mir den Staar zu stechen. Und — drüben im Hoftheater, an der Decke, da lächelt ein Frauenbildniß, das Ihnen ein Geheimniß verrathen wird, das mir selbst bislang ein solches war; es wird Ihnen sagen, daß nur meine Erkenntniß plötzlich kam, mein Herz schon längst für Sie schlug."

Sie sah ihn stumm an, noch immer mit dem Vorwurf im Blick, als treibe er seinen Spott mit ihr.

„Ich wollte da Frau Muse malen," fuhr er nach kurzem Schweigen, leiser aber inniger, fort. „Und jetzt weiß ich, es ist mehr — es ist das urewige Ideal des Weibes, dem wir Männer nachziehen. Ich weiß, Sie werden das Bild richtig deuten, Sie, die Sie ihm so nah verwandt sind — keine Künstlerin mit dem Pinsel wohl, aber eine sehr feinsinnige auf einem anderen, weit reicheren Gebiete. Oder ist Glück zu spenden keine Kunst?"

Und mit einer raschen Bewegung ergriff er ihre andere Hand, die sich zu einer zaghaften Abwehr erhoben hatte.

„Ottilie!" sagte er schlicht und sanft. „Ich liebe Sie — und habe Sie vom ersten Tage an geliebt, das weiß ich bestimmt. Glauben Sie mir das? Wollen Sie mein Weib sein?"

Da zuckte es um ihren Mund, sie riß sich los und bedeckte schluchzend ihr Gesicht.

„Mein Gott!" rang es sich in höchster Pein aus ihrer Brust. „Sie sprechen ja aus einer ungeheuerlichen Selbsttäuschung — anders kann es doch nicht sein!"

Er sah mit feuchten Augen auf sie nieder und zog sie an sich.

„Nein, Ottilie. In Selbsttäuschung befangen war ich, als ich jene Andere zu lieben glaubte. Und jetzt sieh mir in's Auge und gesteh' mir, was schon Dein ganzes Wesen mir verrieth: Du liebst mich wieder!"

Da war es mit ihren Kräften zu Ende; sie konnte nicht anders, als sich dem unwiderstehlichen Zauber überlassen, der seinen Worten entströmte. Ihr Kopf sank an seine Brust, und er beugte sich zu ihr nieder und küßte ihren Mund.

* * *

Der „Tagesbote" brachte weder in seiner Montagsausgabe, noch später den Artikel des Herrn v. Glitz. Dafür aber erschien in den vermischten Personalnachrichten dieses sowie der anderen Blätter die Notiz, daß Professor Leopold Hufschmied am Morgen den Besuch Seiner Majestät empfangen habe und mit dem König durch die Stadt gefahren sei.

Am Dienstag besagte dieselbe Rubrik unter Anderem, daß der Ministerialrath Baron v. Steinar einen längeren Urlaub genommen habe, den er mit seiner Familie im Süden zu verbringen gedenke. Eingeweihte wollten wissen, der Gesundheitszustand der schönen Baroneß Klarisse mache diesen Klimawechsel nöthig. Die freiherrliche Familie verließ sogar noch am selben Tage die Residenz und nahm sich weder zu Abschiedsbesuchen noch zum Genuß der glänzenden Hoftheaterfeier am Abend die Zeit. Die Reise sollte nach Nizza gehen. Vielleicht weil sich die Baronesse erinnerte, daß dort seit drei Wochen ein gewisser Graf weilte? Ein sehr angesehener Graf und der glühendste aller ihrer Verehrer, der damals, als ihre Beziehungen zu dem Maler bekannt geworden, davongegangen war, seine Verzweiflung dem Golf von Genua zu klagen.

Ja, es war ein vielbesprochenes Fest, diese Wiedereröffnung des Hoftheaters. Hufschmied wurde von dem König fast den ganzen Abend in der Hofloge festgehalten und mit Gunstbezeigungen überhäuft, die seltsamerweise die Wirkung hatten, daß keine Menschenseele sich mehr an die Dinge erinnern wollte, die am Sonntag und am

Vormittag des Montags die höheren Gesellschaftskreise der Hauptstadt aufgerührt hatten. In den Logen ringsum gab es viele sauersüße Gesichter, nur die Besitzer des St. Georg-Ordens trugen ihre Auszeichnung mit recht viel Genugthuung zu Schau.

Hufschmied hätte das gar nicht bemerkt, wenn er nicht von Ottilie darauf aufmerksam gemacht worden wäre, die ihn im letzten Zwischenakt in der kleinen Parterreloge empfing, welche sie mit ihrer Mutter inne hatte.

Sie lachte den Geliebten recht herzlich an, als sie ihm ein paar solcher Ordensritter zeigte.

„Siehst Du," flüsterte sie ihm zu, während er hinter ihr stand, „ich habe es immer höchst komisch gefunden, daß man große Männer noch zu erheben glaubt, wenn man sie adelt; v. Goethe, v. Schiller — wie kleinlich klingt das doch, wenn's eine Belohnung der Geistesgroßthaten sein soll! Und nun gar v. Hufschmied! Haben denn diese Aristokraten gar kein Ohr dafür, daß das einen ungeheuer lächerlichen Mißklang bilden müßte? Hufschmied, das ist doch keine zufällige Buchstabenverbindung; Hufschmied beruft sich auf einen Ahnen im ehrlichen Handwerk des Volkes, jenes Volkes, dessen gesundes Blut in den Adern der Größten unserer Nation geflossen ist. Es zeugt von wenig Feingefühl, einem solchen Namen mit dem Adelsprädikat Gewalt anthun zu wollen, nicht wahr?"

Hufschmied drückte, halb hinter dem Logenvorhang verborgen, seine Lippen in ihr Haar und flüsterte: „Und ich Thor habe Dir das vornehmste Kennzeichen der Künstlernatur abgesprochen: das Gefühl für Harmonie!"

Deutschland an der Sklavenküste.

Bilder aus dem Togogebiet. Von W. Kersten.

Mit 11 Illustrationen.

Unter Deutschlands überseeischen Besitzungen ist zwar die an Größe etwa dem Königreiche Bayern gleichkommende Kolonie Togoland an der westafrikanischen Sklavenküste nächst den Marschallsinseln die kleinste, aber mit ihrem jährlichen Handelsumsatz von $4^1/_2$ Millionen Mark auch die bestentwickelte.

Die Togokolonie liegt zwischen der englischen Goldküste und dem unter französischem Schutze stehenden Porto Novo; den Eingang zu ihr bildet ein nur 52 Kilometer langer Küstenstrich zwischen Quitta (Keta) und Lagos. Sie wurde von dem verstorbenen Generalkonsul Dr. Nachtigal durch den Vertrag von Bagidá am 5. Juli 1884 unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt, worauf weitere Erwerbungen durch Konsul Randad und Assessor Falkenstein, sowie durch Grade und Dr. Henrici stattfanden. Der Gesammtumfang darf auf 65,000 Quadratkilometer mit 3 Millionen Einwohnern geschätzt werden.

Togoland umfaßt die Küstenstädte Lome, Bagidá, Porto Seguro und Klein-Popo, in denen der Handel fast ausschließlich in deutschen Händen ist. Daran schließen sich im Hinterlande die Gebiete von Togo, Towe, Kewe, Agotime, Tuwi, Agome, Liati, Gbele, Agu oder Ague und

Ober-Towe. Die Verwaltung leitet ein kaiserlicher Kommissar.

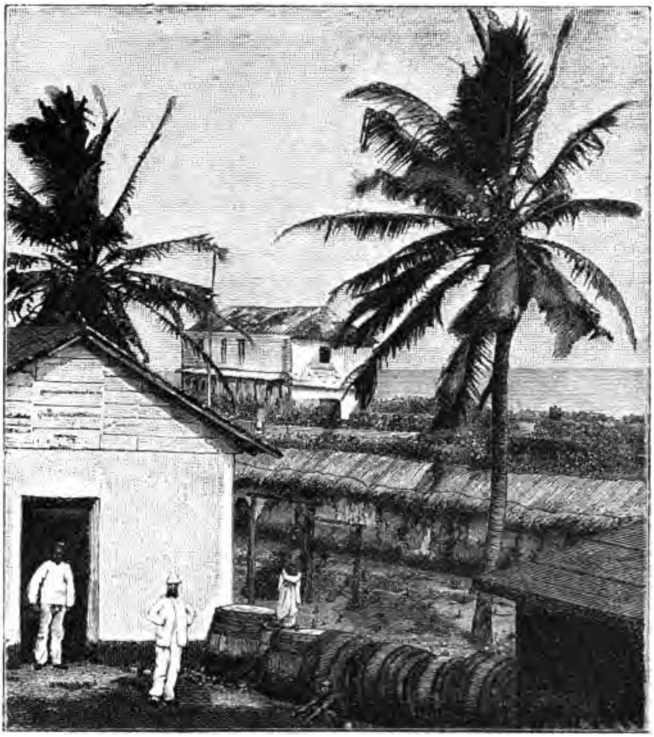
Die Küste ist öde und unfruchtbar, parallel mit ihr aber läuft, durch einen mehrere Kilometer, oft auch nur wenige hundert Schritte breiten Streifen vom Meere getrennt, eine sich nach Osten bis in das Königreich Dahomey erstreckende Lagune, an deren grünen Ufern sich Dorf an Dorf reiht. Der Name Togo bedeutet „jenseit der Lagune".

Ungefähr in der Mitte ihrer Länge erweitert sich diese Lagune zu einem nach Norden sich erstreckenden, ziemlich großen, aber blos 4 bis 5 Meter tiefen See, der den Namen Togosee erhalten hat. Die auf älteren Karten zu findende, von den Engländern auf bloßes Hörensagen angenommene Avon-Lagune hat sich dagegen als ein Hirngespinnst herausgestellt. In den Togosee münden die beiden Hauptflüsse des Gebietes, der Jlo und Haho, die beide nach Dr. Henrici's Feststellungen während acht bis neun Monaten des Jahres für kleine Dampfer, und in der Trockenzeit wenigstens für flache Fahrzeuge passirbar sind.

Auf der Ostseite des Togosees liegen die Negerdörfer Abobo, Lebe und Gbome Markt, mehr landeinwärts Agueme, Gbome, Tahasi und Agome. Die Hauptstadt Togo liegt auf der Westseite des Sees; sie besteht aus fünf Dörfern und zählt etwa 3000 Einwohner. Mehr nördlich ist Seva, landeinwärts Oba und der als Zwischenhandelsplatz bedeutende Buschmarkt Wo erwähnenswerth; ganz im Norden ferner Abangbe. Genau ist die Nordgrenze des Togogebietes übrigens noch nicht festgesetzt, während die übrigen Grenzen durch das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 bestimmt worden sind.

Eben diese Ungewißheit hat gerade gegenwärtig die drei an jenen Gebieten interessirten Länder Deutschland, Frankreich und England zu neuen Anstrengungen veranlaßt, sich möglichst große Strecken des Inneren zu sichern. Im

September 1894 ist die deutsche Togoexpedition unter Dr. H. Gruner, dem bisherigen Chef der Station Misahöhe, aufgebrochen. Aber noch vor ihr hatte bereits der



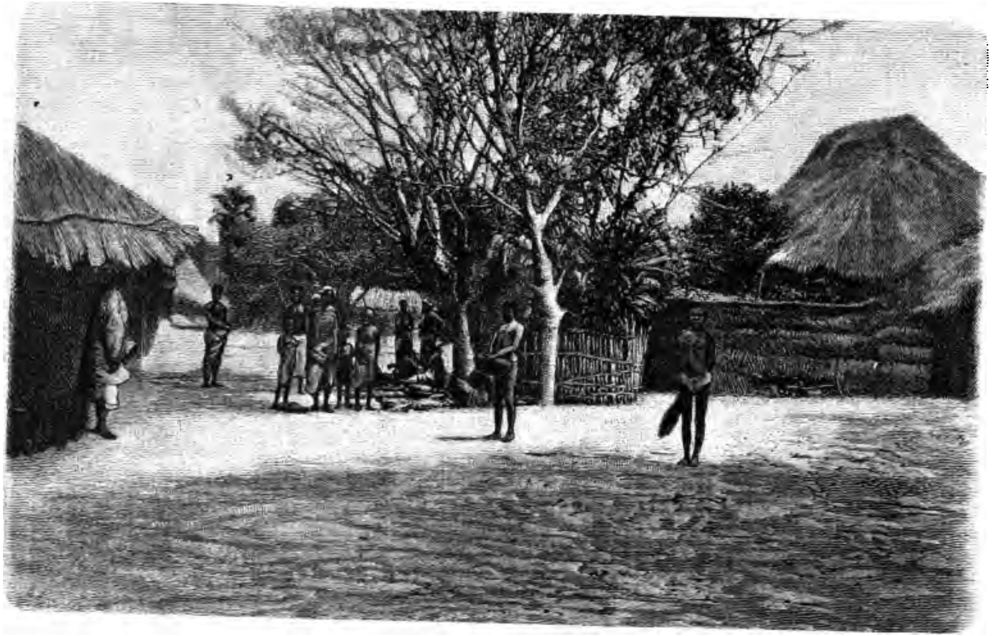
Eine Faktorei in Porto Seguro.

Gouverneur Ballot von Dahomey eine französische Expedition zur Umgehung des Hinterlandes von Togo gebildet. Wohl hat sich Deutschland dort in Kratji am Voltaflusse festgesetzt, auch sind einzelne deutsche Reisende bis zum 9. Breitengrade vorgedrungen, doch steht zu be-

fürchten, daß die Franzosen in den gefährdeten Gebieten der deutschen Expedition zuvorkommen, wie sie das vorher im Hinterlande von Kamerun ebenfalls fertig gebracht haben. Gleichzeitig tauchen Meldungen über englische Expeditionen auf, die westlich und östlich von Togo und Dahomey, von der englischen Gold- und Sklavenküste aus, den Deutschen und den Franzosen zuvorzukommen suchen. Eine Schilderung von Land und Leuten im Togogebiete dürfte daher in diesem Augenblicke wohl von besonderem Interesse sein.

Der Durchfuhrhandel von der Küste nach dem Innern ist sehr bedeutend und verleiht der Togokolonie eine ihren verhältnißmäßig geringen Flächenraum weit überragende Bedeutung. Dabei vermag das ganze Binnenland mit jedem anderen Tropengebiet an Bodenfruchtbarkeit und Ueppigkeit der Vegetation zu wetteifern. Kaum irgendwo findet sich unfruchtbarer Sand, meist bildet die von zahllosen Wasserläufen durchschnittene Landschaft eine waldartige Baumsavanne, Buschwerk von Baobabs, Yucca- und Affenbrodfruchtbäumen überragt, während man an den Flüssen vielfach dichte Urwälder trifft. Etwa fünf Tagereisen von der Küste lagert vor dem tieferen Innern ein Randgebirge, in dessen Nähe die Humusschicht bis zu vier Fuß Tiefe besitzt. Die Eingeborenen betreiben dort mitunter drei verschiedene Kulturen gleichzeitig auf demselben Acker: sie ziehen Oelpalmen und Bananen als festen Bestand, während sie als einjährige Kultur Mais, Yams, Erdnüsse und dergleichen dazwischen pflanzen.

Von wilden Thieren hat man wenig zu leiden, wenn auch überall Leoparden, an einer Stelle sogar Löwen vorkommen. Strichweise gibt es Büffel und Wildschweine, sowie Elephanten. Der bekannte Forschungsreisende Hugo Zöller, dem wir die ersten eingehenderen Schilderungen über das Togogebiet verdanken, bekam von den das ganze



Marktplatz mit dem Fetischhaus in Ague.

Innere durchziehenden schmalen Fußpfaden aus niemals vierfüßiges Wild zu Gesicht, was er den vielen Raubthierfallen zuschreibt, welche die Eingeborenen längs dieser Pfade im Gebüsch zu verbergen pflegen. Auffallend reich ist das Land an Vögeln; Termitenhaufen zeigen sich so massenhaft, daß sie, wie in manchen Gebieten von Australien, förmlich die Scenerie des Landes beeinflussen.

Das Land ist gut bevölkert und wird im Innern von den gutartigen und ziemlich civilisirten Ewe-Negern bewohnt, während sich in den Küstenorten natürlich die Vertreter von verschiedenen Stämmen zusammenfinden. Da Togo zur Auswanderung nicht geeignet ist, so bleiben die Europäer dort auf die Mitarbeiterschaft der Schwarzen angewiesen.

Die Dörfer im Innern sind sauberer als die Küstenplätze, dafür sorgen aber die täglich mehrmals badenden Küstenneger besser für körperliche Reinlichkeit. In jedem Orte fand Zöller einen oder mehrere Häuptlinge, in jedem einige der Rechtspflege und dem Fetischdienste gewidmete öffentliche Gebäude, und überall Götzenbilder in Menge.

Die Eingeborenen sprechen dieselbe, nur in verschiedene Dialekte zerfallende Sprache, und zeigen im Innern durchweg eine sehr dürftige Bekleidung. Bei den Frauen besteht sie aus einem um die Hüfte gewundenen Tuche, während die Mädchen zwei Lappen Zeug an einer um die Hüfte geschlungenen Schnur befestigt haben. Fast nie fehlen als Schmuck dienende Schnüre an Armen und Beinen. Die Männer sind meist mit Hüftentuch oder einem togaähnlichen Gewande bekleidet und tragen stets ein Dolchmesser bei sich. In Weberei und Töpferei sind die Eingeborenen recht geschickt. Der Ackerbau wird in ziemlich urwüchsiger Weise betrieben. Rindvieh und Pferde gibt es nicht; von unseren Hausthieren sind blos Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner und vereinzelt auch Hunde zu finden. Die besten Arbeiter

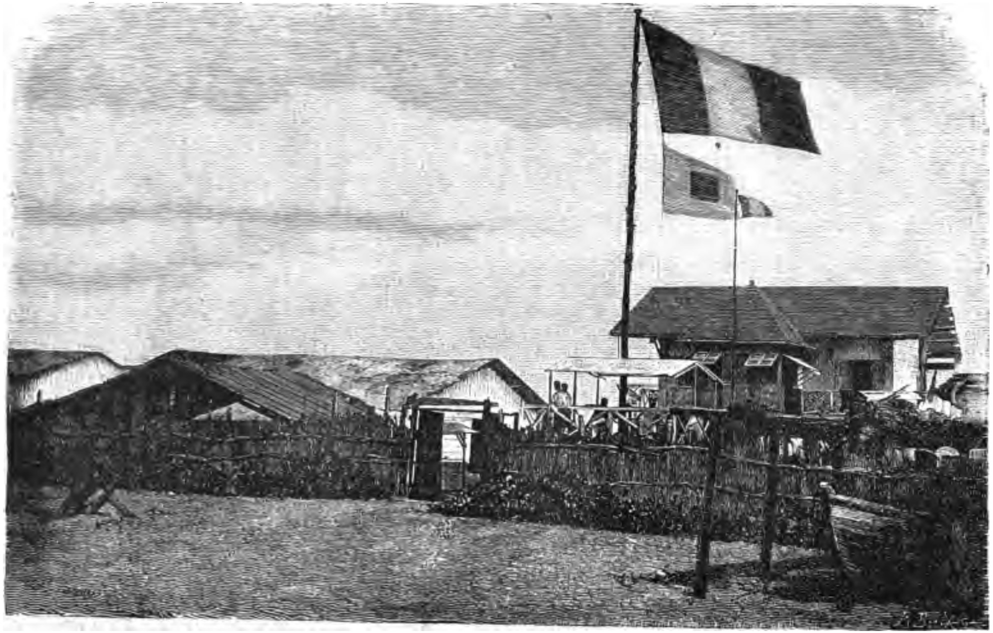


Kru-Jungen mit ihren dreizackigen Rudern.

sind die aus der Negerrepublik Liberia stammenden Kruneger, denen man in allen Plätzen längs der ganzen Küste von Guinea begegnet. Sie vermiethen sich als Ruderer und Schiffsbesatzung, als Lastträger und als Diener in den Faktoreien. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt eine Bootsbedienung von Kruleuten mit ihren dreizackigen Rudern.

Der Handel und Verkehr in den Küstenplätzen des Togolandes ist in einem höchst erfreulichen Aufblühen befindlich. Wenn Togo auch die Hauptstadt ist, so darf man doch das an der Küste gelegene Klein-Popo, das mit Einschluß der Vororte Badji und Degbenu gegen 4000 Einwohner zählt, thatsächlich als den Hauptplatz der Kolonie bezeichnen, sowohl wegen seines regen Handels, wie auch als Sitz der Regierung. Was den Namen dieses Ortes betrifft, so ist er verderbt aus dem portugiesischen Worte povo, welches Volk, auch wohl Ansiedlung bedeutet. Bei den Einheimischen wird Klein-Popo nur Anego geheißen, aber ersterer Name ist einmal amtlich geworden, obwohl das sogenannte Groß-Popo, bei den Einheimischen Pla geheißen, das zum französischen Kolonialbesitze gehört, viel kleiner ist.

Als die namhaftesten in Klein-Popo ansässigen Kaufmannsfirmen nennt Zöller: Friedrich M. Vietor Söhne, mit Zweigfaktoreien in Badji und Degbenu; Max Grumbach oder Hansafaktorei; Cypr. Fabre & Cie., die auch eine Faktorei in Groß-Popo und eine Zweigfaktorei in Porto Seguro besitzen. Bei letzterer angestellt ist der Konsularagent Cantaloup, der eine Eingeborene zur Frau hat. Die Firma Regis Ainé & Cie. ist vertreten durch einen Mulatten Namens Aite — gleich Chico d'Almeida, der Kommis bei der Hansafaktorei ist, eines der Häupter der politisch einflußreichen d'Almeida-Familie. Die bedeutendsten eingeborenen Händler sind Creppy und Gomaz, Albert Wilson, Manuel d'Almeida, Francisco und Joa-



Die Faktorei von Fabre & Cie. in Groß-Popo.

quim d'Almeida, sowie die Händlerinnen Mensavi und Agbegbe.

Auch in Lome und Bagidá, die in direktem Verkehr



Konsularagent Cantaloup mit seiner eingeborenen Frau.

mit Deutschland durch die Woermanndampfer stehen, gibt es ansehnliche Faktoreien am Strande; im Ganzen sind in Lome 14 Faktoreien, in Bagidá 5, in Porto Seguro 2 und in Klein-Popo 8. Groß-Popo zählt vier Firmen, die Zweigfaktoreien zu Abanage und „im Busch" (das heißt

im Innern) haben, nämlich außer der bereits erwähnten Cypr. Fabre & Cie. und der gleichfalls französischen Firma Regis Ainé & Cie. die deutschen Häuser Wölber & Brohm und Max Grumbach.



Chico d'Almeida, Kommis bei der Hansa-Faktorei, eines der Häupter der Almeida-Familie.

Die Faktoreien sind sämmtlich nach derselben Schablone erbaut und eingerichtet. Man umgibt das ganze, umfangreiche Grundstück mit einem soliden Bretterzaun, um den häufig noch eine Kaktushecke gepflanzt wird. Die zahlreichen Gebäude werden im Innern längs dieses Zaunes aufgeführt, damit der Hof frei bleibt und leicht zu übersehen ist. Dann sind aber noch verschiedene Außengebäude da, wie Magazine für Oel, Palmkerne, Salz u. s. w., ein Pulvermagazin, eine unter freiem Himmel angebrachte Ein-

richtung zum Oelkochen, eine cementirte Tenne zum Trocknen der Palmkerne, eine wegen der Feuergefährlichkeit abseits vom Wohnhause liegende Küche u. s. w. In den Höfen pflanzt man gewöhnlich Kokospalmen an, auch trifft man stets zahlreiche Hühner, Enten, Tauben, Hunde und Affen darin an.

Die Wohnhäuser der Faktoreien werden schon aus Gesundheitsrücksichten meist mit einem Stockwerk über dem Erdgeschoß erbaut. Im Erdgeschoß befinden sich dann der Laden, das Komptoir und die Vorrathsräume der werthvolleren Waaren, während in dem meist von einer Veranda umgebenen oberen Stockwerk die Wohn-, Speise- und Schlafzimmer liegen.

Hauptausfuhrartikel der Togokolonie wie der gesammten Sklavenküste sind Palmöl und Palmkerne. „Jene waldartigen Ansammlungen von Oelpalmen," berichtet Zöller, „denen das zum Markte gebrachte Oel entstammt, beginnen bei Quitta, Lome, Bagidá und Klein-Popo etwa 20 bis 30 Kilometer abseits von der Küste im Innern, bei Groß-Popo und Weidah (Dahomey) treten aber die Palmenwälder viel dichter an die Küste heran, und wer dort eine Lagunenfahrt macht, wird sich von den eleganten Formen der Oelpalmen, namentlich wenn hochaufgeschossene und noch jüngere Exemplare zu einer Gruppe vereinigt sind, entzückt fühlen. Die im reifen Zustande rothschwarzen Palmnüsse gleichen in der Form einer großen Eichel und werden durch Kochen oder eine Art von Gährung so weich, daß die Eingeborenen — es geschieht das meist in alten Kanoes und mit den Füßen — das Oel daraus auszupressen vermögen. Die härteren, ebenfalls ölhaltigen Kerne gleichen in der Form einem Sperlingsei; sie sind weit härter als Mandeln, aber doch nicht so hart, daß man sie nicht mit dem Messer zu durchschneiden vermöchte.

Das Oel wird meistens schon von Denjenigen, die es

herstellen, mit Wasser und Erde verfälscht, bis es endlich, durch so und so viel Hände seinen Weg nehmend, zur Küste gelangt. Hier muß es alsdann in den Faktoreien durch Kochen von Schmutz und Wasser gereinigt werden.



Junger Mann aus der d'Almeida-Familie.

Blos in Weidah und Lagos wird den Kaufleuten reineres und unverfälschtes Oel angeboten, weshalb denn auch Weidah- und Lagosöl etwas höher im Preise steht als alles übrige.

Da es hierzulande keine anderen Transportmittel gibt, als den Menschen selbst, so wird alles Oel, werden alle

Palmkerne auf den Köpfen der Eingeborenen herbeigeschleppt. Meist sind es Weiber, die in langen Zügen mit thönernen oder aus Kürbisschalen gefertigten Kalebassen auf dem Kopfe zu den Faktoreien kommen."

Die Kaufleute bedienen sich meist eingeborener „Traders" oder Zwischenhändler, die für einen gewissen Betrag Waaren erhalten und dafür Oel oder Kerne einkaufen, so daß sich die Faktoreien selbst nicht mit dem Einkauf im Kleinen, sondern blos mit dem Versandt ganzer Fässer zu befassen brauchen. Die Dauben und Reifen dieser Fässer werden aus Europa eingeführt, und schwarze Küfer setzen daraus an Ort und Stelle die Fässer zusammen, die vor dem Versandt weiß verkalkt werden, damit sie der Sonnengluth besser widerstehen können.

Zur Unterstützung der europäischen Kaufleute sind häufig auch eingeborene Kommis oder „Clerks" angestellt, die meist Mulatten sind. Sie haben die Palmkerne und das Palmöl abzumessen, im Laden zu bedienen und die gewöhnlichen Bureaugeschäfte zu versehen. Sie rechnen und schreiben ganz gut, gelten aber fast ausnahmslos als unehrlich.

Die „Traders" und ersten Kommis („Chief-Clerks") haben, soweit sie Eingeborene sind, durchweg mehrere Weiber. Sie legen ihren Verdienst meist in Weibern an, die sie von deren Eltern kaufen, wie das Landesbrauch ist. Daher hat die Vielweiberei hier einen sogar im Orient unbekannten Umfang angenommen. Die Eheschließung selbst erfolgt ohne jedes Ceremoniell, es sei denn ein mit Musik und Tanz verbundenes Rumgelage.

Läden und Faktoreien sind von 6 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis 5 oder 6 Uhr Nachmittags geöffnet, und zumal wenn am Vormittage die aus dem Innern kommenden Handelsweiber eintreffen, entwickelt sich stets ein reges Leben; doch wechselt der Geschäftsumsatz an den einzelnen Plätzen zeitweilig ungemein.



Ein „Trader“ oder Zwischenhändler in Porto Seguro.

Bis vor wenigen Jahren war die Ausbeutung der Kolonie eine ausschließlich kaufmännische, wie sie vorstehend kurz geschildert wurde. Seitdem hat man auch mit Plantagenbau begonnen, den die „Deutsche Togogesellschaft“ eröffnete, indem sie zu Gaphe, zwei Tagereisen von der Küste, Tabak, Baumwolle, Ricinus und Kaffee anpflanzte. Auch Vietor jun. hat unmittelbar am Strande eine Kokospflanzung zur Kopragewinnung angelegt. Das Faktoreigeschäft allein, das nur auf dem Verkehr mit Palmöl und Palmkernen beruht, erwies sich nämlich auf die Dauer als nicht lohnend genug, da die Preise für Oel und Kerne (die zur Fabrikation von Seife, Stearin, Parfümerien, Margarin u. s. w. dienen) in Europa sinken und der Wettbewerb immer größer wird.

Zum Schutze der Kolonie besteht eine schwarze Polizeitruppe; auch ein Gefängniß ist zu Sebbe erbaut worden, dem es nicht an Insassen fehlt, da an Dieben und Straßenräubern kein Mangel ist. Eine höchst erfreuliche Pflanzstätte europäischer Kultur aber bildet die in Klein-Popo eingerichtete deutsche Schule für Kinder der Eingeborenen, welcher der Lehrer Köbele aus Württemberg vorsteht. Er hat gewöhnlich gegen 65 Zöglinge, die in zwei Abtheilungen täglich drei Stunden lang unterrichtet werden. Meist lernen sie binnen drei Wochen zweisilbige Wörter lesen und auch bald schreiben. Im Deutschen machen ihnen gewisse Konsonanten viele Mühe, so zum Beispiel z, ch und sch, namentlich aber Doppelkonsonanten (gl, kl, pr u. s. w.). Sie lernen zuerst deutsch grüßen, dann die Gegenstände in der Schule, Körpertheile, Kleidungsstücke und die Namen der vorgezeigten Bilder deutlich bezeichnen. Aus diesen Wörtern werden dann Sätze gebildet. Namentlich erregen die Anschauungsbilder große Freude.

Die Schüler zeigen sich fast alle wißbegierig, singen und turnen gut; sie stehen allerdings hinter gleichalterigen

deutschen Kindern zurück, jedoch nicht in dem Maße, wie gewöhnlich angenommen wird. Ihre schlimmste Eigenschaft ist der ihnen angeborene Hang zum Stehlen und Lügen,



Eingeborener „Trader“ mit seinen beiden Hauptweibern.

wofür häufig Strafen verhängt werden müssen. Den Eltern liegt daran, daß die Kinder zur Schule gehen und deutsch lernen, weil sie merken, welche Vortheile Jenen daraus erwachsen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß sich in der Togo-

kolonie bereits zwei Reichspostagenturen befinden, Klein-Popo und Lome, von denen die erstere die weitaus bedeutendere ist. Der Sicherheit halber, welche die deutsche Post bietet, sowie wegen ihrer Schnelligkeit in der Be-



Küfer in der Faktorei Wölber & Brohm, nebst Familie.

förderung der Postsachen steht sie überall an der Küste in hohem Ansehen, und ist der englischen, ganz besonders aber der französischen Post weit überlegen.

An jedem Mittwoch und Sonnabend Morgen um 8 Uhr geht ein uniformirter Postbote über Porto Seguro und Bagidá nach Lome mit den für die Küste und die Ueber-

seepost via Quitta-Liverpool bestimmten Briefen. In Lome trifft er 4 Uhr Nachmittags ein, muß also die etwa 40 Kilometer betragende Wegstrecke, die durchweg durch tiefen Sand führt, in acht Stunden zurücklegen. Dort nimmt er die eingetroffenen Postsachen in Empfang und langt damit Donnerstags und Sonntags Nachmittag wieder in Klein-Popo an.



Ein „Clerk".

Von Lome aus werden die Postsachen mittelst englischer Boten im Anschluß an die deutsche Post bis Accrah befördert. Briefe aus dem französischen Schutzgebiet werden meist in Klein-Popo, nicht in Weidah, zur Post gegeben. — Der im Innern von Togoland gelegenen Station Misahöhe werden Briefe monatlich zweimal, immer am 1. und 16., durch Kommissariatsboten zugestellt; diese Verbindung

soll auch auf die Missionsstationen Ho und Amedschowe, wie auf die Forschungsstation Bismarckburg ausgedehnt werden.

Die Togokolonie ist bisher seltener genannt worden wie die übrigen deutschen Kolonien, aber sie ist, wie sich aus den vorstehenden Schilderungen zur Genüge ergibt, ein höchst werthvoller und in erfreulicher Entwickelung begriffener Besitz.

Ein weiblicher Dragoner.

Biographische Skizze von **Ernst Montanus.**

(Nachdruck verboten.)

Gegenwärtig macht das neue Stück von Victorien Sardou „Madame Sans-Gêne“, das er mit Moreau zusammen verfaßt hat, die Runde auch über die meisten deutschen Bühnen. Es ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die Titelheldin Marschallin Lefebvre, welche Wäscherin war, bevor sie die Gattin des tapferen Sergeanten wurde, der es später bis zum Marschall und Herzog von Danzig bringen sollte, wirklich jenen Beinamen geführt habe.

Das ist nun gänzlich unrichtig, wohl aber hat es allerdings eine historische Mademoiselle und spätere Madame Sans-Gêne gegeben, deren Lebenslauf so abenteuerlich und seltsam gewesen ist, daß auch der phantasiereichste Romanschriftsteller kaum etwas Interessanteres erfinden könnte. Es war das ein Mädchen, Therese Figueur, die unter dem Namen „Sans-Gêne“ 22 Jahre lang in der französischen Armee gedient und an zahlreichen Feldzügen und Schlachten theilgenommen hat.

Diesen weiblichen Dragoner machte der Pariser Schriftsteller und Dramatiker Moreau vor einiger Zeit zur Heldin eines im Jahre 1797 spielenden historischen Stückes, das er Sardou brachte, um seine Meinung darüber einzuholen. Der erfahrene Dramatiker fand die darin vorkommenden

Eifersuchtsscenen zwischen Napoleon und Josephine sehr gut, war indessen bezüglich der Titelheldin der Meinung, daß sie dem großen Publikum zu wenig bekannt sei. Er rieth, an ihre Stelle die Marschallin Lefebvre zu bringen, die in ihrem Leben und Verkehr am Hofe thatsächlich eine „Madame Ungenirt" gewesen sei, wenn man sie auch nicht so genannt habe. Moreau war damit einverstanden, und er und Sardou verfaßten nun das neue Stück gemeinsam, das außerdem jetzt in einer etwas späteren Zeit spielt, so daß es sich nicht mehr um Napoleon's Eifersucht auf Josephine, sondern auf seine zweite Gemahlin Marie Luise handelt. Es ist darin übrigens nahezu Alles ungeschichtlich und zu Gunsten der theatralischen „Mache" gefälscht — nicht blos der Name der Titelheldin. Unsere Leser aber dürfte es interessiren, auch die echte, die geschichtliche Sans-Gêne kennen zu lernen.

— — — — — — — — — — — —

In dem Vorgemach des Divisionsgenerals Dugommier, der 1793 die Belagerung der antirepublikanisch gesinnten und von den Engländern und Spaniern besetzten Stadt Toulon durch die Konventstruppen leitete, wartete ein Soldat von den Chasseurs zu Pferde als Ordonnanz auf die Befehle des Oberkommandirenden oder der bei ihm versammelten Offiziere. Es war ein junger, hübscher, noch etwas schmächtiger Bursch, der sich die Zeit damit vertrieb, daß er mit einem Hunde spielte, den einer der Offiziere mitgebracht hatte.

Plötzlich wurde die in das Zimmer des Divisionsgenerals führende Thür hastig geöffnet, und es erschien ein kleiner hagerer Offizier in der Uniform eines Bataillonskommandanten der Artillerie. Er mochte höchstens vier- oder fünfundzwanzig Jahre zählen und war augenscheinlich ein Südländer, wie seine scharfgeschnittenen, dunkelolivenfarbigen Züge bekundeten.

Er reichte der Ordonnanz einen Befehl an den Kommandanten einer der Belagerungsbatterien und gebot, ihn sofort zu überbringen und dann mit der Antwort zurückzukommen.

Der Soldat machte sich auch alsbald auf den Weg und führte seinen Auftrag aus. Auf dem Rückwege kam er an einer „fliegenden" Garküche vorüber, die der Sergeant Junot, der nachmalige Herzog von Abrantes, dort aufgeschlagen hatte, und da augenblicklich auf beiden Seiten das Feuer ruhte, so glaubte er bei dieser Gelegenheit erst seinen Hunger stillen zu dürfen, der ihn schon eine ganze Weile quälte. Er verzehrte also behaglich eine Portion Hammelbraten, bevor er wieder in das Hauptquartier zurückkehrte, um dem Artillerie-Bataillonskommandanten die ihm mitgegebene Antwort zu überbringen.

Nachdem er dem kleinen Mann mit dem dunklen Teint das Schreiben eingehändigt hatte, zog dieser seine Uhr und sagte kurz und scharf: „Du brauchtest höchstens dreiviertel Stunden, um Deinen Auftrag auszuführen, hast Dir aber eine Stunde und zehn Minuten dazu genommen. Fort mit Dir in den Arrest!"

Der Soldat entfernte sich gesenkten Kopfes. Gleich darauf trat der Sohn des Generals Dugommier ein und fragte den Bataillonskommandanten: „Wo ist denn Sans-Gêne? Hast Du ihn fortgeschickt, Bonaparte?"

„Wenn Du die Ordonnanz meinst," gab der künftige Besieger Europas zur Antwort, „so habe ich ihn in Arrest geschickt. Der Bursche hatte sich erst eine halbe Stunde lang herumgetrieben, bevor er mir auf einen Brief an Kapitän Bressuire, mit dem ich ihn fortschickte, die Antwort brachte."

„Weißt Du auch, daß dieser ‚Bursche' in Wirklichkeit ein Mädchen ist?" fragte der Andere lachend.

„Mich gelüstet nicht, seine nähere Bekanntschaft zu machen."

„Oho — Sans-Gêne ist ein höchst wackeres und ehrsames Frauenzimmer von tadellosem Rufe, das sich der vollen Achtung seiner Kameraden und Vorgesetzten erfreut. Darum erlaß ihr die Strafe wegen jenes leichten Vergehens!"

Da jetzt auch noch andere Offiziere hinzukamen und für Sans-Gêne baten, nachdem sie gehört hatten, um was es sich handelte, so ließ Napoleon Bonaparte Gnade für Recht ergehen.

Man holte den weiblichen Krieger zurück, und da man sich inzwischen bei dem General zu Tische gesetzt hatte, so wurde auch Sans-Gêne der Ehre einer Einladung gewürdigt. Mit der Disziplin nahm man es in dem republikanischen Heere nicht so sehr genau, und so machten sich einige der Offiziere den Spaß, die aus dem Arrest befreite Amazone gegen den Kommandanten Bonaparte aufzuhetzen. Sie meinte darauf: „Ja, wenn ich mir wirklich noch etwas hätte zu Schulden kommen lassen! Aber wegen so einer Lumperei mich gleich mit Arrest zu bestrafen, das werde ich dem ‚Mulatten' da mein Lebtag nicht vergessen!"

Alles lachte, und der für gewöhnlich düstere und schweigsame Bonaparte stimmte mit ein, da er gerade guter Laune war. Dann ließ er sich die Geschichte des Mädchens berichten.

Sie hieß Therese Figueur und war am 17. Januar 1774 zu Talmay (Côte-d'Or) geboren. Ihre Mutter starb bei ihrer Geburt; ihr Vater betrieb ein großes Getreidegeschäft zu Epinay und heirathete nach einigen Jahren wieder. Als er 1783 starb, nahm ein Oheim sich der Kleinen an, die es bei ihrer Stiefmutter niemals gut gehabt hatte, und brachte sie erst nach Rueil und dann nach Avignon, wo sie als Verkäuferin in einem Tuchladen thätig war.

Als 1793 die Girondisten die Opfer des „Berges" wurden, erhob sich die Stadt Avignon gegen die republikanischen Machthaber. Theresens Onkel Viard schloß sich der Bewegung an, und als das neunzehnjährige Mädchen den festen Entschluß aussprach, ihm in's Feld folgen zu wollen, beschaffte er für sie die Uniform eines Kanoniers, damit sie ihn unbeanstandet begleiten könne. Die Föderalisten von Avignon wurden aber durch die Truppen des Generals Carteaux alsbald geschlagen und zerstreut.

Unter den Gefangenen befanden sich auch Therese und ihr Onkel. Der General ließ die Beiden sich vorführen, und Therese benahm sich so muthig und energisch, daß Carteaux sie belobte und aufforderte, sich in das republikanische Heer, in dem es eine ganze Anzahl Amazonen gab, einreihen zu lassen. Sie ging nebst ihrem Oheim darauf ein, und Beide legten nun die Uniform der Chasseurs zu Pferde an.

So war also Therese Figueur ein regulärer Soldat geworden; es handelte sich nur noch darum, ihr einen „nom de guerre" zu verleihen. Man entschied sich für den Namen Sans-Gêne (Ungenirt), weil sie, als man sie nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen, „sich nicht genirt hatte, ihre Ueberwinder Feiglinge und Räuber zu schelten". So berichtet sie selbst in ihrer Lebensbeschreibung, die im Jahre 1842 zu Paris erschien unter dem Titel: „Die Feldzüge von Fräulein Therese Figueur, gegenwärtig verwittwete Frau Sutter, ehemaliger Dragoner im 15. und 9. Regiment, von 1793 bis 1815, nach ihrem Diktat aufgezeichnet von Saint-Germain Leduc."

Als sie in ihrer Uniform nach Marseille kam, wurde sie dort sehr gefeiert und von den leicht erregbaren Einwohnern sogar unter dem Rufe: „Vive Sans-Gêne!" im Triumph auf einer mit Laub geschmückten Sänfte durch die Straßen getragen. Hierauf nahm sie mit ihrem

Truppentheile an der Belagerung von Toulon Theil, wo sie in der oben geschilderten Weise die erste Bekanntschaft des Kommandanten Bonaparte machte. Nach der Einnahme dieses Platzes kam sie nach Castres, wo sie in das 15. Dragonerregiment eingereiht wurde und nun völlig militärisch und kavalleristisch ausgebildet wurde.

Sie hatte schon bei ihrem Vater auf dem Pferde gesessen, machte jetzt aber den ganzen Kurs im Reiten in der Schwadron durch, lernte Hindernisse nehmen, mit der Pistole schießen und Säbel wie Degen führen. „Ich war von der gewöhnlichen Größe der Frauen in Frankreich," bemerkt sie bei dieser Gelegenheit, „4 Fuß 11 Zoll hoch. Meine hohen Absätze gaben mir reichlich einen Zoll mehr."

Es verdient nochmals betont zu werden, daß auf Theresens Ruf während ihrer ganzen, 22 Jahre währenden militärischen Laufbahn niemals auch nur der leiseste Makel gefallen ist. Niemals hat sie die geringste Ausschreitung begangen und stets und überall es verstanden, sich die gebührende Achtung zu verschaffen.

Obwohl sie alle Kriegsfahrten fortan als tapferer Dragoner mitmachte und alle Kämpfe und Gefahren ihrer Kameraden theilte, so gab sie sich in der Garnison doch auch gern sanfteren Neigungen hin. Namentlich ging sie gern zum Tanz, was zu einem heiteren Zwischenfalle den Anlaß bot.

Sans-Gêne tanzte auf einem Balle, wo Niemand ihr Geschlecht kannte, eifrig mit einem jungen hübschen Mädchen aus Castres. Der Vater sah das, und da ihm der bescheidene Dragoner gefiel, der nicht rauchte, trank und fluchte, so hielt er ihn für einen passenden Schwiegersohn und gedachte die Gelegenheit wahrzunehmen, um seine Tochter an den Mann zu bringen. Er begab sich zu dem Obersten des Regiments, klagte den jungen Dragoner an, seine Tochter kompromittirt zu haben, indem er so oft mit

ihr tanzte, und verlangte, daß dieser sie heirathe. Der Oberst verbiß mit Mühe das Lachen, ließ Sans-Gêne, sowie die Tochter und deren Mutter holen und offenbarte die Sachlage, worauf natürlich eine überaus komische Scene der gegenseitigen Verblüffung unter den Betheiligten folgte.

Von Castres kam Sans-Gêne zu der von Dugommier befehligten Armee in den Ostpyrenäen, die gegen die Spanier im Felde stand. Als ein Befehl des Konvents alle Frauen von der Armee verbannte, erhoben alle Offiziere zu ihren Gunsten Einsprache, und sie blieb Dragoner ungeachtet des Gesetzes. Sie befand sich unter den ersten Franzosen, die in Figueras eindrangen. Als in einem Gefechte ihr das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde und ihr Karabiner bei dem Sturze zerbrach, schenkte ihr der General Augereau ein Paar von seinen eigenen Pistolen mit den Worten: „Nimm sie, Bürgerin, als ein Erinnerungszeichen an Augereau, der den kleinen Sans-Gêne nicht vergessen wird!"

Bei verschiedenen Gelegenheiten gab sie Beweise ihres männlichen Muthes. Dem General Nouguez rettete sie auf dem Schlachtfelde das Leben, nachdem er schwer verwundet worden war; bei einem Flußübergange bewahrte sie zwei Infanteristen mit eigener Lebensgefahr vor dem Ertrinken. Zwei Pferde wurden wiederum unter ihr erschossen.

Von solcher Tapferkeit begeistert, bot ihr ein Adjutant seine Hand. Sie empfand nur kameradschaftliches Wohlwollen für den Offizier, ließ sich aber durch das Drängen ihrer Waffengefährten dennoch bestimmen, seine Werbung anzunehmen. Beide begaben sich in Uniform auf die Bürgermeisterei. „Zunächst," hob der humoristisch veranlagte Standesbeamte an, „muß ich die beiden hier erschienenen Bürger fragen, welcher von ihnen denn eigentlich die Braut ist." Alle Anwesenden brachen in ein Gelächter

aus, in das auch der Bräutigam einstimmte. Sans-Gêne aber ärgerte sich; sie war schon mit einem Widerstreben gekommen und erklärte nun energisch, daß sie auf die Heirath verzichte und unvermählt bleiben wolle. Dabei beharrte sie.

Nachdem der Friede mit Spanien zu Stande gekommen war, wurde sie zu der italienischen Armee und zu dem bei dieser stehenden 9. Dragonerregimente versetzt. In einem Gefechte mit den Oesterreichern brachte sie einen verwundeten Karabinier, den sie vor sich auf den Sattel genommen hatte, in das Lazareth zu Busca, wurde aber bei dieser Gelegenheit von feindlichen Husaren gefangen genommen. Es gelang ihr jedoch, aus dem Gefängniß zu entkommen und in das Haus eines Grafen Belin zu flüchten, der mit den Franzosen sympathisirte.

Dieser gab ihr Frauenkleider und versteckte ihre Uniform. Bei Tische jedoch waren einige französische Emigranten von der Legion von Bussy zugegen, die sich des Sieges über ihre Landsleute rühmten, über die Republik schimpften und damit prahlten, wie sie diese „ganze Kanaille“ zu Paaren treiben würden. Zornflammend sprang Sans-Gêne auf, schalt sie Elende und Verräther und forderte sie, obwohl sie nur ein Weib sei, zum Zweikampfe heraus.

Aengstlich suchte die Gräfin Belin zu vermitteln, aber Sans-Gêne erklärte ohne Zagen, daß sie ein Dragoner der Republik sei, und nun waren die Emigranten einstimmig in ihrer Bewunderung und versicherten ihren Gastfreunden, daß sie Recht daran gethan hätten, dies tapfere, edelsinnige Mädchen in Sicherheit zu bringen.

Am anderen Tage gelangte Sans-Gêne in Weiberkleidern glücklich durch die feindlichen Vorposten und nahm an den ferneren Kämpfen Theil. In einem Gefechte wurde ihr Pferd erschossen, worauf ihr Graf Belin ein

neues, eine prächtige isabellfarbige Stute aus seinem Stalle schenkte. Bei Savigliano wurde auch dies unter ihr getödtet und sie selbst schwer verwundet. So gerieth sie abermals in die feindliche Gefangenschaft.

Der Fürst von Ligne nahm sich theilnahmsvoll des weiblichen Dragoners an und ließ sie ärztlich verpflegen. Nach zwanzig Tagen durfte sie zu dem französischen Heer zurückkehren, ihre Gesundheit war jedoch so stark erschüttert, daß man sie nach Lons-le-Saulnier sandte, dem Depotplatze für eine neu zu errichtende Schwadron der 15er Dragoner. Sie verließ das 9. Regiment am 19. Januar 1800.

Halbtodt langte sie sie an ihrem Bestimmungsorte an, wo man ihr einen Urlaub auf unbestimmte Zeit und eine Pension von 200 Franken bewilligte. Sie begab sich nach Montélimar und von dort nach Chalons-sur-Saône. Kaum aber waren ihre Wunden vernarbt und ihre Kräfte zurückgekehrt, als sie nach Paris eilte, um von Neuem in die Reihen der 9. Dragoner einzutreten. Alle dort anwesenden Generäle luden sie an ihre Tafel; Josephine Bonaparte empfing sie mit Auszeichnung in Saint-Cloud, und auch der Erste Konsul bezeigte ihr sein Wohlwollen.

„Nun, Herr Sans-Gêne,“ neckte er sie, „finden Sie mich noch immer so häßlich wie vor Toulon?“

„Ein bischen besser sehen Sie jetzt aus, General,“ sagte sie, und Napoleon wandte sich lachend zu Josephine:

„Weißt Du, daß sie mich damals einen ‚Mulatten‘ genannt hat?“

Auf Verwendung des Generals Lannes erhielt sie den Preis der vier Pferde vergütet, die unter ihr erschossen worden waren; sie begab sich dann nach Compiègne, wo die 9. Dragoner damals in Garnison standen. Ein Bruder Augereau's, der dessen Adjutant war, brachte sie nach La Houssaye, dem Schlosse des Generals, der den

Dragoner, der früher unter ihm gefochten hatte, in der liebenswürdigsten Weise aufnahm. Seine Gemahlin behielt sie eine Zeitlang als Gesellschafterin auf dem Schlosse. Dort traf sie zu jener Zeit der General Marbot, der ihrer auch in seinen unlängst veröffentlichten Denkwürdigkeiten Erwähnung thut und verschiedene von den lustigen Streichen erzählt, die „Fräulein Ungenirt" auszuführen liebte.

Nach zehn Monaten rückte sie mit den 9. Dragonern in Deutschland ein, war bei der Kapitulation von Ulm zugegen, machte die Schlacht von Austerlitz mit und gehörte zu dem Korps, das Wien besetzte. Am 16. Februar 1806 nahm sie einen Urlaub nach Frankreich, das sie im Herbste wieder verließ. Sie war in der Schlacht bei Jena, stürzte auf dem Marsche nach Berlin mit ihrem Pferde in einen Graben und verletzte sich ernstlich. Da ihre Gesundheit auf's Neue stark erschüttert war, sandte sie Bernadotte, dessen Ordonnanz Sans-Gêne eine Zeitlang gewesen war, nach Paris zurück, wo sie sehr krank eintraf. Nur langsam erholte sie sich in dem Hospital La Charité, das sie erst nach achtzehn Monaten wieder verlassen konnte.

1809 meldete Sans-Gêne sich wieder zum Dienst und begab sich nach Spanien, wo sie an den Kämpfen um Burgos theilnahm. Im Juli 1812 wurde sie von Guerillas umzingelt, gefangen genommen, nach Lissabon gebracht und den Engländern ausgeliefert. Man sperrte sie in ein Fort, das bereits vielen Kriegsgefangenen als Kerker diente, die schlecht behandelt wurden, beinahe vor Hunger starben und Ratten fingen, um sie zu kochen und zu verzehren.

Die Gefangenen durften, wenn man sie in's Freie ließ, einen gewissen Bezirk nicht überschreiten. Als Sans-Gêne dies eines Tages aus Vergeßlichkeit that, schlug ein Wachtposten sie ohne vorherige Warnung mit dem Gewehrkolben

nieder und versetzte ihr dann noch einen zweiten Schlag auf den Kopf.

Als sie wieder genesen war, wurde sie mit einem Gefangenentransport nach England eingeschifft. Die Fahrt von Lissabon nach Portsmouth währte 39 entsetzliche Tage. Unterwegs war die Behandlung der Gefangenen eine so grausame, daß Einer von ihnen wahnsinnig wurde. In England wies man ihr ein Dorf bei Southampton als Aufenthaltsort an, wo sie gute Behandlung fand. Im Jahre 1814, nach der Abdankung Napoleon's I., erhielt sie die Freiheit wieder und wurde nach Frankreich zurückgesandt. Als sie nach Saumur gelangte, nahm sie der General Lefebvre-Desnouettes gastfreundlich auf, schenkte ihr 100 Thaler und ließ ihr die Uniform eines Chasseurs zu Pferde überweisen. Sie begab sich mit ihm nach Paris, wo inzwischen der „Gefangene von Elba" wieder eingetroffen war, und nahm an einer großen Revue vor dem Kaiser theil.

„Sieh da," meinte er, als sein scharfes Auge sie erkannte, „Fräulein Sans-Gêne hat also die Dragoner verlassen, um zu den Chasseurs überzugehen?"

Der General Lefebvre-Desnouette berichtete darauf dem Kaiser, daß sie aus England käme, wo sie lange kriegsgefangen gewesen sei.

„Was, Du hast Dich fangen lassen?" fragte der Kaiser sie.

„Ja, leider."

„Da wirst Du wohl kein Geld haben. Geben Sie ihr eine Anweisung," befahl er dann einem seiner Adjutanten.

Die auf 1500 Franken lautende Anweisung wurde ausgestellt, aber nicht bezahlt. Der Zahlmeister, dem Sans-Gêne sie übergab, wurde plötzlich zur Feldarmee einberufen und vergaß, ihr den Betrag zu übermitteln.

Nun folgten sich die Ereignisse Schlag auf Schlag: zuerst Waterloo und dann das Einrücken der Verbündeten in Frankreich. Sans-Gêne wollte bei irgend einem Truppentheile eingestellt werden, aber es kam nicht mehr dazu. Die zweite Abdankung Napoleon's und die Rückkehr der Bourbonen machten dem Kriege ein Ende.

Die militärische Laufbahn Sans-Gêne's war abgeschlossen. So abenteuerlich sie klingt, so ist sie doch vorstehend in allen Einzelheiten genau nach durchaus authentischen Aktenstücken mitgetheilt worden, die Emile Cère in einem Buche über „Madame Sans-Gêne und die Frauen im französischen Heere von 1812 bis 1815" zusammengestellt hat.

Der nun folgende Theil ihres Lebens verfloß ebenso still, wie der bisherige stürmisch gewesen war. Sie besaß jetzt nichts, als ihre geringe Pension von 200 Franken, that sich daher 1815 in Paris mit Frau Garnerin zusammen, die sich als kühne Luftschifferin einen Namen gemacht hatte, und gründete mit ihr ein Speisehaus, in dem meist Offiziere verkehrten. Ein Geschenk von 4000 Franken, das ihr ein früherer Soldat, dem sie auf dem Schlachtfelde das Leben gerettet hatte, dankbaren Sinnes aus einer ihm zugefallenen Erbschaft anbot, nahm sie nicht an.

In der Hauptstadt traf sie mit Clemens Sutter, einem Freunde ihrer Kindheit, zusammen, mit dem sie einst in Rueil gespielt hatte. Er war nachher ebenfalls Dragoner gewesen, dann — nach seiner glücklichen Heimkehr aus Rußland — Elitegendarm, und hatte es nun bis zum Unteroffizier bei der Gendarmerie des Chasses gebracht. Als sie sich wiedersahen, kamen sie zu dem Entschluß, einander zu heirathen, leider verboten indeß die gesetzlichen Bestimmungen jedem Gendarm des Chasses ein Mädchen zu heirathen, das nicht über eine Rente von 600 Franken

verfügte. Das traf nun bei Sans-Gêne nicht zu, allein der Platzkommandant, General Despinois, gestattete zu ihren Gunsten eine Ausnahme von der Regel. „Ein Gendarm, der einen ehemaligen Dragoner heirathet, das ist doch gar zu drollig!" meinte er.

Die Hochzeit fand am 2. Juli 1818 statt. „Fräulein Ungenirt" zählte damals 44 Jahre, war aber noch immer hübsch. Die Pariser „Damen der Halle" (d. h. die Hökerinnen) spendeten ihr den Hochzeitsstrauß von Orangenblüthen. Ihr Mann war eine stattliche, echt martialische Erscheinung. Sie lebten recht glücklich zusammen, bis er ihr dicht vor seiner bevorstehenden Beförderung zum Offizier am 19. Februar 1829 durch den Tod entrissen wurde.

Fortan führte Madame Sans-Gêne, wie sie allgemein noch immer hieß, ein einsames, stilles Dasein. Sie war arm, suchte aber dennoch nach Kräften fremde Noth zu lindern. Dann begann sie zu kränkeln und bewarb sich um Aufnahme in das Hospital des Ménages, in dem sie 1841 auch eine Stelle bekam. Dort ist sie am 4. Januar 1861 gestorben.

Der Kummer ihres Lebens war, daß sie nicht gleich ihren glücklicheren Mitschwestern Virginie Ghesquière, Marie Schellinck und Angelique Brulon, die ebenfalls dem französischen Heere angehört hatten, durch das Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet worden war, worauf ihre militärischen Leistungen ihr sicherlich vollen Anspruch erworben hatten.

Ein Spaziergang durch London.

Reiseskizze von J. G. Weiß.

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Meer von Dächern kleiner, schablonenhaft gleichmäßiger Häuser und von Kaminen mit den eigenthümlich englischen thönernen Kaminhüten (chimney-pots), hier und da herausragend ein großes Fabrikgebäude, Alles mehr oder weniger düster und rauchgeschwärzt: das sind die ersten Eindrücke, die der Reisende empfängt, wenn er von der Südseite oder Südostseite in die Riesenstadt London einfährt. Erlöst athmet er auf, wenn der Zug durch die südlich der Themse gelegene Surreyseite der Stadt hindurch ist und, über eine der Eisenbahnbrücken donnernd, sagen wir über die von Charing-Croß, den ersten freien Ausblick gewinnt auf den Fluß und seine Ufer, auf die Häusermassen der inneren Stadt und die aus ihnen hervorragenden gewaltigen kirchlichen und Profanbauten.

Freilich, es kommt auf das Wetter an. Es macht einen großen Unterschied, ob man bei hellem Sonnenschein einfährt, oder bei einem der berüchtigten Londoner Nebel. Im letzteren Fall nutzt es dem Reisenden wenig, daß er die Einfahrt über die Charing-Croß-Brücke gewählt hat, weil sie ziemlich gleichmäßigen Ueberblick über die beiden Kerntheile Londons, die City und Westminster, gestattet.

Stücken. Schon die Art der Billetkontrole (die England allerdings mit noch einigen außerdeutschen Ländern gemein hat) bedingt eine andere Einrichtung. Jeder Bahnsteig ist nur für Züge nach bestimmten Richtungen und hat ein besonderes Eingangsthor, an dem diese groß und deutlich angeschrieben stehen, so daß Jeder ohne langes Fragen seinen Weg nach seinem Zuge findet. Wenn der Reisende dem am Thor des Bahnsteiges stehenden Beamten seine Fahrkarte gezeigt hat, erfährt er keinerlei Belästigung mehr, bis er am Ausgangsthor des Bahnhofes seines Reiseziels seine Fahrkarte wieder abgibt. Freilich, das englische Eisenbahnpublikum ist „in Freiheit dressirt". Es sucht sich seine Plätze selbst, macht die Wagenthüren selbst auf und zu, sorgt selbst für Aufrechterhaltung der Ordnung im Zuge, und kann so aller Bevormundung durch Schaffner oder sonstige Beamte entbehren.

Dicht bei der Charing-Croß-Station ist der gleichnamige Platz. Der Name rührt her von einem der neun Kreuze, die einst König Edward I. seiner Eleanor zu Ehren errichten ließ. Eine Nachbildung dieses Kreuzes, das 1647 entfernt wurde, steht dicht bei der Station und soll 35,000 Mark gekostet haben. Der obere, größere Theil des Platzes heißt, seit man da die 177 Fuß hohe Nelsonsäule zu Ehren des Seehelden von Trafalgar errichtet hat, Trafalgarplatz. Er schließt hinten mit der „National-gallery" (Bildergallerie) ab, auf deren reiche Schätze im Innern wir leider hier nicht eingehen können.

Der Trafalgarplatz war früher vielfach der Schauplatz tumultuarischer Volksversammlungen. Unter dem letzten Ministerium Gladstone war der Unfug so arg geworden, daß das darauffolgende Ministerium Salisbury ihn verbot.

Vor einigen Jahrzehnten galt der Trafalgarplatz als der schönste Platz in London. Jetzt ist er es entschieden nicht mehr. Doch ist's nicht weit nach der Stelle, die ihm



Charing-Croß-Bahnhof.

den Rang abgelaufen hat. Die Straße Whitehall entlang an der Kaserne der Gardekavallerie und an den Gebäuden der Ministerien vorbeigehend, sieht man bald zur Linken einen gothischen Thurm mit einer ungeheuren Uhr hinter den Häusern hervorragen. Es ist der nördliche Thurm des Parlamentsgebäudes, dessen Uhr, im Volksmunde „Big-Ben“ genannt, man in ganz London schlagen hören soll — wenn es ruhig genug auf den Straßen ist. Wer auf dem offenen Platze beim Parlamentsgebäude steht, dem thut wirklich die Wahl weh, wo er hinschauen soll. Hier der in unserem Jahrhundert erst entstandene gothische Riesenbau, in dem die Erwählten unter den Lebenden der Nation ihre Sitzungen halten, und drüben nach rechts die ehrwürdige alte Westminsterabtei, wo ihre erwähltesten Todten schlafen. Fast ist es schade, daß die schöne alte Abtei von dem durch seine Dimensionen entschieden imposanteren Parlament einigermaßen in Schatten gestellt wird. Aber es könnte für das Haus, in dem die Vertreter des Volkes berathen, keine bessere Stelle geben als diese, wo die Nähe der alten Ruhmeshalle sie stetig mahnt, der edlen Vorgänger, die dort beigesetzt sind, würdig zu sein. Und auch historisch war der Platz für das Parlamentsgebäude schon gegeben. Denn hier standen schon die einfacheren früheren Sitzungshäuser, und auch in der noch stehenden und dem jetzigen Bau eingefügten Westminsterhalle haben früher verschiedentlich Parlamente getagt.

Der Besucher des Parlamentsgebäudes nimmt seinen Eintritt in der Mitte des Baues, rechts von der Westminsterhalle, und gelangt so in die achteckige domartige Centralhalle. Rechts von hier befindet sich das Oberhaus mit den sonstigen dazu gehörigen Räumen, sowie einige königliche Staatsgemächer, während die linke Seite hauptsächlich von dem Unterhause und seinen Anhängseln eingenommen wird. Die Parlamentssitzungen finden meist am Spätnachmittage

statt und dauern bis in den Abend hinein. So lange sie nach Eintritt der Dunkelheit noch währen, strahlt dann auf dem Uhrthurm ein elektrisches Licht. Eigentlich noch großartiger, als von der Landseite, präsentirt sich übrigens



Der Parlamentsplatz an einem Regenabend.

das Parlament vom Flusse aus, entweder von der Westminsterbrücke, oder vom jenseitigen Ufer. Da kommt dann die ganze 275 Meter lange Fassade so recht zur Geltung. In unserer Illustration S. 211 ist diese allerdings theilweise von der Brücke verdeckt. Der Thurm auf der rechten Seite ist wieder der Uhrthurm, der auf der linken der

viel größere und feuerfeste Viktoriathurm, der als Archiv dient.

Schlendert man vom Parlament das Themseufer (Thames-Embankment) abwärts, so kommt man wieder unter der Charing-Croß-Brücke hindurch und sieht sich bald dem berühmten Obelisken, der Nadel der Kleopatra, gegenüber. Das ist eine theure Nadel gewesen. Ihr Transport von ihrem ursprünglichen Standort in Egypten nach dieser Stelle hat etwa 200,000 Mark gekostet. Anfangs schien es, als wollte der Stein in der feuchteren Luft Englands rasch verwittern. Man hat aber diesem Vorgang durch Anwendung von Wasserglasanstrich Einhalt zu thun gewußt.

Schaut man auf den Fluß hinunter, so findet man den Verkehr da sehr rege, aber doch nicht stärker, als man es so inmitten einer Großstadt erwartet hatte. Das ändert sich, wenn man sich weiter abwärts begibt, unterhalb der London-Brücke. Hier erst sieht man, was Themseverkehr heißt, denn hier erst beginnt das, was man den Hafen von London nennt. Weiter aufwärts können, der Brücke halber, die größeren Fahrzeuge nicht, und um ihnen nicht weiter unten schon ein Hinderniß entgegenzustellen, hatte man es bis in die neueste Zeit vermieden, weiter flußabwärts eine Brücke zu bauen, so dringend das Bedürfniß auch war. Jetzt endlich hat man die Schwierigkeit gelöst, indem man eine zweistöckige Brücke gebaut hat. Der eigentliche Fahrweg dieser Brücke kann aufgezogen werden, und es können so die größten Oceandampfer passiren, während hoch oben darüber hinweg der Fußverkehr ungestört weiter geht. Das ist die viel angestaunte neue Towerbrücke, nahe bei dem weltbekannten befestigten Bau, der — mit Unterbrechungen — fast fünfhundert Jahre den Königen von England als Residenz diente, der aber fast noch bekannter ist durch die düsteren Erinnerungen, die sich an

seinen Gebrauch als Staatsgefängniß knüpfen. Der Tower hat schon in seinem ganzen äußeren Ansehen etwas, das sofort an ein Gefängniß gemahnt, und er würde einen noch viel düstereren Eindruck machen, wenn das helle Bau-



Westminsterbrücke und Parlamentsgebäude.

gestein das Bild nicht etwas freundlicher gestaltete. Heute dient der Tower als Arsenal und zugleich als Aufbewahrungsort der Kronjuwelen. Kein Besucher Londons wird es sich entgehen lassen, die vielen Sehenswürdigkeiten, die er enthält, zu beschauen. Doch kehren wir zum Fluß zurück. In dieser Gegend beginnen die Docks, rechts und

links des Flusses künstlich hergestellte Bassins, in denen die Handelsschiffe be- und entladen werden. Ganze Wälder von Masten sieht man hier. Aber mehr und mehr werden die alten Docks ungenügend, und neue müssen weiter flußabwärts angelegt werden, da die gewaltigen Fahrzeuge, die heute den Verkehr vermitteln, immer mehr Raum, immer tieferes Fahrwasser beanspruchen. So wird vielleicht das Ostende von London, das lauter arme Arbeiterbevölkerung enthält, die großentheils vom Hafenverkehr abhängt, sich in der Zukunft auch allmälig flußabwärts ziehen.

Das Ostende! Es ist das soziale Schmerzenskind Londons. Hier wurde auch die Heilsarmee geboren, die allem Elend der unteren Klassen nach neuen Rezepten abhelfen möchte. Wenn sie es nur wirklich könnte! Gern wollte man dann das Absonderliche und Widerwärtige in den Kauf nehmen, das in ihrem Auftreten liegt.

London hat im Ostende und anderwärts mancherlei Oertlichkeiten, wo man sich abwechselnd die Nase und die Augen zuhalten möchte. Denn nicht alle die abgelegeneren Stadtgegenden sind so malerisch, wie das alte Quartier an der Themse, das eine unserer Illustrationen dem Leser vor Augen führt. Aber wer gerecht sein will, muß zugeben, daß in der letzten Zeit Vieles gebessert worden ist. Nicht nur, daß man einige der häßlichsten und überfülltesten Quartiere der inneren Stadt niedergerissen und schöne neue Straßen hindurch gelegt hat, man hat sein Augenmerk auch mehr als früher auf die Menschen der untersten Klasse gerichtet. Viel Lob gebührt hier der „Charity-Organisation-Society“, einer Gesellschaft, die der Planlosigkeit in der überreichen Londoner Privatwohlthätigkeit zu steuern sucht; vieles ist auch der Polizei zu danken, die besonders seit den Morden Jack's des Aufschlitzers dem Straßengesindel schärfer zu Leib zu gehen scheint. Noch gibt es freilich Straßenbettler die Menge, die meist

unter dem Vorwande eines Hausirgewerbes ihr Geschäft treiben, ohne daß die Polizei ihnen recht beikommen kann. Allein der ganz zerlumpte Professionsbettler, der seine Lumpen zur Schau trägt, um Mitleid zu erregen, ist doch



Der Tower von der Surrey-Seite.

eine verhältnißmäßig seltene Figur geworden. Auch in dem Nachtleben der Straßen ist vieles besser, als ehedem, und der nächtliche Wanderer ist nicht mehr so leicht der Gegenstand von Belästigungen, wie früher.

Uebrigens hält das Durchschnittpublikum Londons seine Nachtruhe recht gründlich. Nach Mitternacht ist's

so stille, wie kaum in einer größeren deutschen Provinzialstadt, und Morgens wird's wohl 8 Uhr, ehe der Straßenverkehr wieder so recht in Gang kommt. Auf den Märkten regt sich's natürlich schon früher. Da sind die großen Lebensmittelauktionen, in denen die Kleinhändler ihren



Altes Quartier an der Themse.

Bedarf für den Tag holen. Für den Fremden lohnt sich's wohl, diese Märkte früh Morgens aufzusuchen und sich einen schwachen Begriff zu machen, wie der Magen der Riesenstadt gefüllt wird. Freilich, es gibt so viel Anderes zu sehen, daß der Besucher selbst bei mehrwöchentlichem Aufenthalt sich noch große Beschränkung in der Auswahl dessen, was er sehen will, auferlegen darf. Indessen die Zeit Morgens vor 8 Uhr läßt sich kaum anders verwenden, da selbst das Theehaus, wo man sein Frühstück zu nehmen pflegt, noch geschlossen ist. Bei guter Zeiteintheilung läßt

sich auch an einem Tage viel ausrichten, zumal bei den vielfachen Verkehrsgelegenheiten.

Wer das Geld nicht scheut, dem dienen in den meisten Fällen am besten die Cabs, kleine Einspänner, die überall

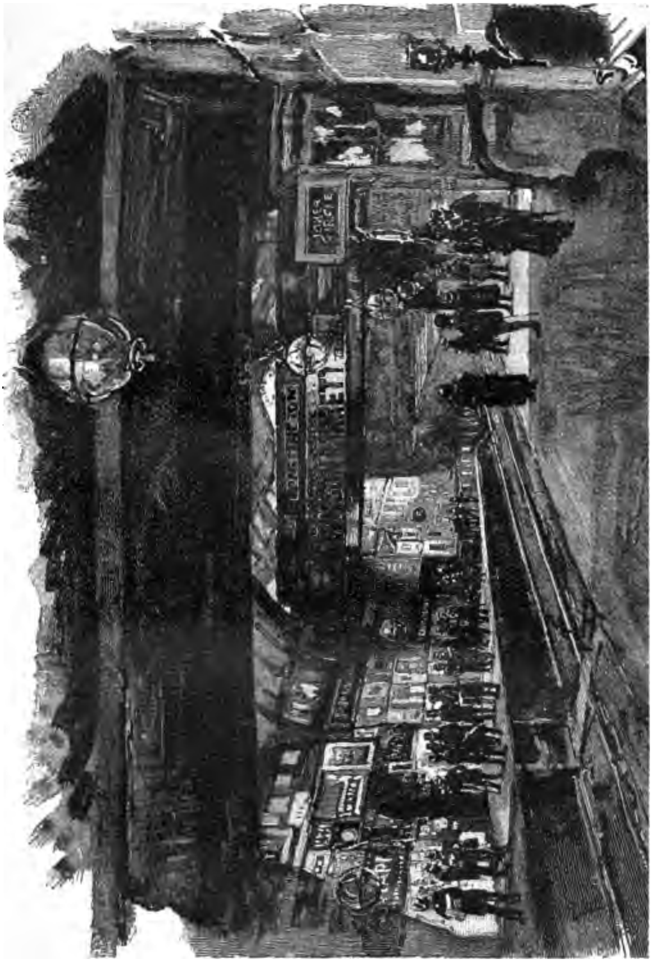


Ein Stand für Cabs (Einspännerdroschken).

an den bestimmten Haltestellen des Fahrgastes harren. Der Kutschbock ist hinten; der Kutscher langt mit seiner Peitsche über das Wagendach hinweg und lenkt das Gefährt mit einer oft erstaunlichen Sicherheit durch den dichtesten Menschen- und Wagenknäuel der verkehrsreichen Straßen hindurch. Das Hauptverkehrsmittel ist aber heute noch der Omnibus, der, weil er ausweichen kann und

somit im dichtesten Verkehr leichter zu handhaben ist, nur in den allerbreitesten Straßen von der Pferdebahn hat verdrängt werden können. Endlich sind die unterirdischen Eisenbahnen ein sehr billiges Beförderungsmittel, namentlich auf weitere Strecken. Daß das Fahren auf ihnen nicht gerade zu den behaglichsten Dingen auf der Welt zählt, wird sich der Leser wohl vergegenwärtigen können. Schon die unterirdischen Stationen machen einen düsteren, dem Fremden etwas unheimlichen Eindruck. Hier dringt von oben noch etwas Licht ein, aber vor- und nachher sind es lauter Tunnelstrecken — höchstens mit ganz kleinen Unterbrechungen — bis zu den nächsten Stationen, und so fort, im ganzen Ring herum. Einen Ring um die inneren Stadttheile bilden nämlich diese unterirdischen Bahnen. Ihre Anlage soll für die Meile etwa 20 Millionen Mark gekostet haben, da abgesehen von den Schwierigkeiten der Arbeit die Anlage auch überall mit Kellern, Wasser- und Gasleitungen, Telegraphendrähten u. s. w. in Kollision kam. Neuerdings ist nun aber auch noch eine Strecke elektrischer unterirdischer Bahn hinzugekommen.

So recht das Herz der Londoner City ist die Gegend zwischen der St. Paulskathedrale und der Bank von England. Der Bank zunächst liegt die Börse und das Mansion-House (die Wohnung des Oberbürgermeisters von London); nicht ferne auch die Guildhall, das Rathhaus der City. Und die St. Paulskathedrale mit ihrer Riesenkuppel bildet den hervorstechendsten Zug im Bilde Londons. Ohne sie wäre es gar nicht mehr die gleiche Stadt. In der Straße, die beide Stellen verbindet, Cheapside genannt, steht die Bowkirche. Der jetzige Bau ist von dem Erbauer der St. Paulskathedrale und so vieler anderer Londoner Kirchen, Sir Christopher Wren, nach dem großen Brande von 1666 errichtet worden, allein schon die frühere Bow-



Unterirdische Bahnstation.

kirche, 1087 erbaut, die an der gleichen Stelle stand, spielte eine große Rolle im Londoner Leben.

Als echter Cockney (City-Londoner) zählt nur der,

dessen Wiege vom Klange der Bowglocken erreicht wurde. An diese Glocken knüpft sich auch die Lieblingssage der Londoner von jenem Dick Whittington, der als armer Lehrjunge, nur von seiner treuen Katze begleitet, seinem harten Lehrmeister davon lief. Als er der Stadt den Rücken wendete, läuteten eben die Bowglocken, und sie schienen ihm zu sagen:

„Turn again Dick Whittington,
Thrice Lord Mayor of London.“*)

Thatsache ist, daß dieser Whittington mit großem Ruhme dreimal das hohe Amt eines Stadtoberhauptes von London innehatte. Wie weit die Geschichte von den Bowglocken und der weitere Zusatz, daß Whittington mittelst seiner Katze sein Glück gemacht habe, richtig ist, mag dahingestellt bleiben.

Von der Front und der Nordostecke der Paulskathedrale führt je ein großer Straßenzug beiläufig westwärts. Der nördlichere dieser Züge, Newgatestreet, Holborn, Oxfordstreet, bringt uns in eine der besten Geschäftsgegenden mit reichen glänzenden Läden. Auch nach dem Britischen Museum gelangt man in dieser Richtung. Die ausgedehnten Räumlichkeiten dieser an Größe und Reichhaltigkeit unübertroffenen Sammlung reichten schon lange nicht mehr aus, und man hat sich deshalb vor einigen Jahren genöthigt gesehen, die naturhistorische Sammlung in einem anderen Stadttheil, South-Kensington, in ein eigens dazu aufgeführtes Prachtgebäude zu verlegen. So umfangreich die ausgeschiedene Sammlung auch war, man vermißt sie im alten Gebäude nicht. Die Räume, die sie einnahm, sind bis auf den letzten Fleck wieder gefüllt.

Biegt man von Oxfordstreet in eine der nordwärts

*) „Kehr' wieder, Richard Whittington, dreimal Lord Mayor von London.“



Die Bowkirche in Cheapside.

führenden Straßen ein, etwa Bakerstreet oder Tottenham Court-Road (beiläufig bemerkt die Straße der billigen Läden), so gelangt man in die Gegend des ausgedehnten Regentspark, dessen nördliches Ende von dem zoologischen Garten eingenommen wird.

Doch verlassen wir diese Gegend und schauen wir nach dem anderen Straßenzuge, der von der Paulskathedrale westlich führt: Ludgate-Hill, Fleetstreet, Strand. Hier gelangt man rechts zu dem alten Gebäudekomplex des Temple (einst Besitz der Tempelritter, jetzt Rechtsschule) mit seiner alterthümlichen Kirche; weiterhin zu dem ausgedehnten Palaste Somerset-House, der jetzt verschiedenen Behörden als Sitz dient. Auf der rechten Seite finden wir den herrlichen, erst vor wenigen Jahren vollendeten gothischen Justizpalast, und in der Seitengasse Fetter-Lane das Staatsarchiv (Record-Office), das ganz feuersicher aus Stein und Eisen aufgeführt ist. Das Ende des Strand, der einstigen Landstraße zwischen den damals von einander unabhängigen Städten London und Westminster, stößt wieder auf den schon erwähnten Trafalgarplatz.

Wir wenden uns aber diesmal von hier nicht nach Süden, dem Parlament zu, sondern weiter nach Westen, wo wir ausgedehnte Parks, die Paläste von St. James und Buckingham und elegante Straßen wie Pall Mall und Piccadilly finden. Ein Blick in die letztere Straße zeigt uns stets ein äußerst belebtes Bild. Neuere Straßen haben sie in Bezug auf imposante und schmuckreiche Gebäude zwar überholt, aber gerade in ihrer Altmodischheit zeigt sie eine gewisse konservative Vornehmheit. Daß der Verkehr auf der Straße hier im fashionablen Westen einen ganz anderen Eindruck gewährt, als in der City, ist natürlich. Aber so recht charakteristisch läßt sich der Londoner Straßenverkehr überhaupt nicht im Bilde festhalten. Selbst bei einer photographischen Momentaufnahme findet man



Piccadilly.

immer leere Räume, die das Auge in Wirklichkeit auf der Straße nicht wahrnimmt, weil sie eben nur sekundenlang vorhanden sind. Wer das Alles nicht in Bewegung gesehen hat, macht sich keinen Begriff davon. Interessant ist auch der Besuch der großen Parks, des Hydepark namentlich, und das besonders zu den Stunden, da die elegante Welt zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen sich hier tummelt.

Etwas südlich vom Hydepark, von Piccadilly aus am nächsten durch Brompton-Road erreichbar, liegt das Kunst- und Gewerbemuseum von South-Kensington. Außer einer reichen Menge von Originalgegenständen findet man hier Nachbildungen der interessantesten Baudenkmale und sonstige verschiedene Erzeugnisse menschlicher Kunst- und Gewerbethätigkeit aus allen Zeiten und Ländern. Ganze Gebäudepartien sind hier in Originalgröße nachgebildet, ganze Lokomotiven und Schiffstheile sind hier aufgestellt. In unmittelbarer Nähe dieses Museums befindet sich die bereits erwähnte, zum britischen Museum gehörige naturhistorische Sammlung.

Wohl wäre noch gar Manches zu beschreiben. Allein es konnte nur unsere Aufgabe sein, das Wichtigste herauszugreifen. Wer möchte es unternehmen, die Sehenswürdigkeiten einer solchen Riesenstadt, die Kirchen, Spitäler und Lehranstalten, die Museen, die Denkmäler, die Theater (an letzteren ist allerdings in London nicht gar viel zu bewundern) und so manches Andere im Rahmen eines kurzen Aufsatzes auch nur alle zu erwähnen, geschweige denn zu beschreiben?

Wer London gründlich kennen lernen will, muß sich gleich von vornherein auf einen langen Aufenthalt einrichten. Theuer ist der Spaß gar nicht — wenn man sich erst ein bischen eingelebt hat. Das lernt freilich nur Derjenige rasch, der die englische Sprache kennt. Und

leider wird die englische Sprache von den deutschen Schulen sehr vernachlässigt. Das Französische, mit dem der Deutsche in andern Ländern sich zu helfen pflegt, nutzt ihm in England nichts. Der Engländer will von der französischen Sprache so wenig wissen, wie vom französischen Geld, das nicht einmal in den Restaurationen der großen Londoner Bahnhöfe genommen wird, wo doch alle die festländischen Reisenden aus- und einsteigen.

Moderne Glasmalerei.

Kunstgewerbliche Plauderei von **Ulr. Myers.**

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir heute eine der zum Glück bis auf unsere Zeiten erhalten gebliebenen Stätten betreten, in denen einst unsere Vorfahren wohnten und hausten, wenn wir die alten Zimmer in Schlössern und Burgen oder uralten Patrizierhäusern sehen, so fesselt uns der Reiz der Behaglichkeit, der harmonischen Gediegenheit, der soliden Einfachheit dieser Räume.

Nicht die verschnörkelten Formen, die lebhaften Farben, die reiche Vergoldung des Rokoko treten uns in diesen alten Gemächern entgegen, sondern gediegene Natürlichkeit und Solidität. Naturfarben ist das Holz, das zur Täfelung, zur Decke und zu den schweren Möbeln verwendet wurde; gerade und einfach sind die Linien der Architektur und der Dekoration; dunkel gehalten ist die ganze Einrichtung, und doch wie gemüthlich, wie behaglich sitzt es sich in diesen alten Stuben. Fast will der Neid uns überwältigen, wenn wir daran denken, wie schön und bequem unsere werthen Vorfahren es in ihrem Heim hatten.

Nähere Erwägung thut indessen dar, daß wir eigentlich gar keinen Grund mehr zum Neide haben, daß wir vielmehr die Generationen unmittelbar vor uns bemitleiden

müssen, denen es unmöglich gewesen wäre, sich einzurichten, wie unsere längst verstorbenen Vorfahren, während das für uns in Wirklichkeit gar nicht mehr so schwer ist.

Seit dem dreißigjährigen Kriege hatte das einst so blühende, weitberühmte deutsche Kunstgewerbe einen derartigen Stoß erlitten, daß es sich nicht wieder erholen konnte. Es ging stetig zurück, und sein Rückgang ist deutlich an den Wohnungseinrichtungen und Ausstattungen aus jener Zeit zu merken. Das 19. Jahrhundert brachte die Erfindung der Maschinenarbeit und eine Zerfahrenheit im Styl, die den vollständigen Ruin des Kunstgewerbes herbeiführte. Es begann ein schneller Wechsel der Mode, der im Interesse der Fabrikanten und der von ihnen beschäftigten Arbeiter lag. Das Gefühl für das bewährte Althergebrachte ging vollständig verloren, und ein wildes Hetzen und Jagen nach unsinnigen, zusammenhanglosen, unmotivirten Neuheiten trat an seine Stelle. Die Geschlossenheit des Kunsthandwerkes, das sorgfältig Formen und Modelle pflegte und wahrte, war zersprengt, jeder Handwerker arbeitete für sich ohne Rücksicht auf die anderen, nur in der Absicht, seinem Erzeugniß zu möglichst großem Erfolge zu verhelfen. Der Sinn für einen bestimmten Styl ging vollständig verloren, selbst der Kunsthandwerker kehrte sich mehr und mehr von der Kunst



Brautzug.
(Bild mit Kante von Kathedralglas.)

ab, und es blieb ein schablonenhaft arbeitender Handwerker übrig, der für die künstlerischen Bestrebungen und Leistungen seiner Handwerksgenossen im Mittelalter gar kein Verständniß mehr hatte.



Heidelberg mit Schloßruine.
Von H. Heubner.

Da es keinen bestimmten Styl mehr gab, kein Handwerker mehr nach einem künstlerischen Gesichtspunkte arbeitete und daran dachte, sein Produkt mit den Arbeiten anderer Branchen in irgend welchen Einklang zu bringen, war es dem Publikum beim besten Willen noch vor dreißig Jahren nicht möglich, auch nur eine einheitliche Zimmereinrichtung zusammen zu bringen. Tischler, Tapezierer, Stofffabrikanten produzirten schales, nüchternes Zeug, das sich beim besten Willen nicht zu einem harmonischen Ganzen vereinigen ließ. Eine Zimmereinrichtung und Ausstattung muß eine Idee, die Verkörperung eines Gedankens im dekorativen Sinne darstellen; wie sollte man dies ermöglichen, wenn die einzelnen Stücke eben nur in gedankenloser Schablone hergestellt wurden?

Deshalb sind die Einrichtungen aus jener Zeit so entsetzlich nüchtern, so öde, so geschmacklos, daß sich die heutige Generation um jeden Preis dieses werthlosen Krams zu entledigen sucht, während die Mobilien, die zwei- und dreihundert Jahre älter sind, jetzt erst recht Werth besitzen.



Die Wartburg. Von H. Heubner.

Als im Anfang der siebziger Jahre der „altdeutsche Styl" aufkam, waren die meisten Laien geneigt, dies für eine Modesache zu halten, die rasch vorübergehen würde, und die man nicht mitmachte, weil man fürchtete, sich lächerlich zu machen. Dieses Altdeutsche aber ist zu einem wahren Segen für unser Kunstgewerbe geworden. Die Rückkehr zu den gediegenen Formen und Modellen des Mittelalters, zu der man genöthigt war, weil es eben an jüngeren werthvollen Vorbildern fehlte, hat unser Kunsthandwerk auf eine Höhe gebracht, die zum Theil selbst die der früheren Glanzzeiten übersteigt und die Anerkennung so kritischer Beurtheiler, wie der Franzosen, der Engländer und der Amerikaner erzwungen hat.

Mit dieser Hebung des Kunsthandwerks wurde auch die Glasmalerei in Deutschland wieder aus einem wahren Todesschlafe geweckt, in dem sie mehrere Jahrhunderte, wie es schien für immer, geruht hatte.

Die ersten Glasmalereien findet man schon im 6. Jahrhundert nach Christi Geburt an französischen Kirchenfenstern. Aus dem 9. Jahrhundert befanden sich Glasmalereien in der Züricher Frauenmünsterkirche; aus den letzten Jahren des 10. Jahrhunderts stammten die Glasmalereien im bayrischen Kloster Tegernsee. In Deutschland brachte es diese Kunst im 15. und 16. Jahrhundert zu einer außerordentlichen Blüthe. Kirchen, Paläste, Rath- und Zunfthäuser, Gesellen- und Wirthsstuben wurden mit Wappen, Emblemen, Zierrathen, biblischen und geschichtlichen Darstellungen geschmückt, und bis heute haben sich, wenn auch nur vereinzelt, wunderbare Proben der früheren Technik erhalten.

Was wir an diesen alten Glasmalereien zu bewundern haben, ist ihre Durchsichtigkeit, die Unvergänglichkeit ihrer Farben, die durch die Jahrhunderte lange Einwirkung des Sonnenlichtes und die Einwirkung der meteorologischen Einflüsse nicht im Geringsten verändert wurden, dann die Leuchtkraft, der Schmelz, um nicht zu sagen die „Weichheit" der Farben. Auch für die Glasmalerei wurden die fürchterlichen Folgen des dreißigjährigen Krieges verhängnißvoll, und im 17. Jahrhundert ging sie unaufhaltsam ihrem Verfall entgegen. Es kam dazu, daß inzwischen an Stelle des gothischen Kirchenstyles die Renaissance getreten war mit starkem Mauerwerk und kleinen Fenstern, die keine Flächen mehr für glasmalerische Leistungen boten. Außerdem entwickelte sich die gewöhnliche Glasindustrie mehr und mehr und lieferte Fensterscheiben von einer Größe und reinen Weiße, die man bis dahin nicht gekannt hatte.

Die Glasmalerei ging zu Grunde, die alten Meister starben aus, und die Geheimnisse der dauerhaften und kräftig wirkenden Farben in den Glasfenstern, die Technik des Uebereinanderschmelzens von Farben gingen mit ihnen vollständig verloren.



Winter. Mit Posamentengarnitur.



Herbst. Mit Posamentengarnitur.

Erst im Anfange unseres Jahrhunderts ging von Bayern eine Wiederbelebung der Glasmalerei aus, und die kunstsinnigen bayrischen Herrscher ließen es sich angelegen sein, diese Kunst zu pflegen. Es gelang, die Geheimnisse der alten Meister nach langen, mühevollen und kostspieligen Versuchen nochmals zu erfinden, und im Jahr 1827 wurde in München die seither so bedeutend gewordene Anstalt

für Glasmalerei begründet. Die wiedererweckte Kunst leistete ihre Dienste vorläufig nur für Kirchenbauten, und das künstlerische Streben nach Wiederherstellung alter Gotteshäuser, das sich in Deutschland allenthalben um die Mitte des Jahrhunderts geltend machte, schaffte der modernen Glasmalerei genügend Beschäftigung und Verdienst, auch als mit der Zeit noch andere bedeutende Glasmalerei-Institute in deutschen und österreichischen Städten entstanden.

Privatleute dachten nicht daran, die neuerstandene Glasmalerei in ihren Wohnungen zu verwenden; es hatte sich ja auch in der Art des Wohnens in Deutschland eine große Veränderung vollzogen. Die Entwickelung der Industrie schaffte eine lebhaftere Bewegung der Bevölkerung, die alte Seßhaftigkeit hörte mehr und mehr auf. Das Wohnen in einem eigenen, alten, ererbten Hause, in dem man sich ganz nach Gefallen einrichten konnte und in dem man jede Einrichtung mindestens für Lebenszeit traf, kam ab, und das Miethshaus trat an die Stelle des eigenen dauernden Besitzes eines Häuschens. Die Miethshäuser entwickelten sich besonders in den Großstädten bald zu entsetzlich nüchternen Miethskasernen, an denen das traurige Prinzip, dem auch damals Kunst und Kunsthandwerk huldigten, dem selbst die Architektur dienstbar war, zur Geltung kam, das Prinzip: „Billig und schlecht“ oder: „Einfach, aber geschmacklos.“

Mit dem Wiedererwachen des Kunstgewerbes und dem Aufschwung der deutschen Industrie seit etwa fünfzehn Jahren vollzog sich auch ein günstiger Umschwung auf dem Gebiete des Wohnungsbaues. Auch die Hygiene der Wohnungen hatte inzwischen bedeutende Fortschritte gemacht, und bei den neueren Bauten hatten die Architekten nicht nur für schöne Fassaden, für prächtige Treppenhäuser und Vestibüle, sondern vor Allem auch für die zwei wichtigsten

Grundbedingungen alles Lebens zu sorgen, nämlich für: Licht und Luft!

Fast alle modernen Miethshäuser besserer Art haben große und breite Fenster, die sehr oft schon in Kniehöhe über dem Boden anfangen und beinahe bis zur Decke hinaufreichen. Es dringen Fluthen von Licht in die modernen Wohnungen.


Frühling. Von Professor W. Friedrich.

Dieses volle Licht erwies sich aber für die neuerstandenen altdeutschen Einrichtungen keineswegs als förderlich und angenehm, sondern es nahm der Zimmerausstattung die Wirkung, es machte sie — wie der Kunstausdruck lautet — „kalt". Man begann nun, die Fenster durch Portièren und Vorhänge zu verdunkeln, ging aber auch hier bald zu weit und erhielt dann Stuben, die so dunkel waren, daß man am hellen Tage kaum darin etwas erkennen konnte. In dieser thörichten Verdunkelung der Zimmer wird heute noch in hochelegant eingerichteten Wohnungen Unglaubliches geleistet. Solche künstlich verdunkelte Räumlichkeiten wirken nur bei Abendbeleuchtung und sind tagsüber durch Licht und Luftmangel ein geradezu gesundheitsgefährlicher Aufenthalt. Verdunkelte Räume machen den Eindruck, mit Mobiliar überladen zu sein, selbst wenn dies durchaus nicht der Fall ist.

Auch im Mittelalter hatte man in den Wohnungen

große Fenster, man denke nur an die riesigen Spitzbogenfenster der gothischen Architektur. Das Licht, das durch diese Fenster in die Wohnungen fiel, ward aber gemildert, und das gab den Ausstattungen der Zimmer die behagliche Wirkung. Die Leute jener Zeit dachten nicht daran, wie wir, ihre Wohnräume künstlich zu verdunkeln, denn sie hatten ja ohne eigenes Dazuthun sehr schönes, gleichmäßiges, gemildertes Licht durch die sogenannten „Butzenscheiben“. Diese kleinen, runden Butzenscheiben, die durch künstliche Fassung in Blei zu größeren Fensterflächen zusammengesetzt wurden, waren nicht etwa eine Modesache, sondern eine Nothwendigkeit. Die Glasfabrikation kannte nämlich dazumal noch nicht die Herstellung des Tafelglases, sie goß nur runde Scheiben flachen Glases und kam dabei über einen gewissen Durchmesser (von ungefähr 15 Centimeter) nicht hinaus.



Sommer. Von Professor W. Friedrich.

Man führte daher auch in der Neuzeit in den modernen Häusern, besonders in den altdeutsch eingerichteten Restaurants vielfach die Butzenscheiben wieder ein, die ebenfalls in der ersten Zeit von vielen Leuten für eine Modenarrheit gehalten wurden, während sie in Wirklichkeit eine Nothwendigkeit waren, die durch die neue stylvolle Einrichtung bedingt war.

Die Butzenscheiben aber haben eine unangenehme Eigenschaft, sie sind undurchsichtig; will man durch ein solches Fenster auf die Straße sehen, so muß man es öffnen, was insbesondere im Winter nicht zu den Annehmlichkeiten gehört. Man brauchte also für die modernen Fenster eine Einrichtung, welche das Licht dämpfte und doch einen Durchblick gestattete, und nun war es für die moderne Glasmalerei Zeit, sich in den Dienst der Privatleute zu stellen, nachdem sie bisher nur für Kirchen und andere Monumentalbauten verwendet worden war.



Morgen. Von Professor W. Friedrich.

Die alte Glasmalerei schuf auch ziemlich undurchsichtige Fenster, und die moderne hatte ihr bisher nachgeahmt, sie mußte sich jetzt den Bedürfnissen entsprechend modifiziren. Die Glasmalerei in ihrer bisherigen Gestalt war aber auch sehr theuer, man weiß ja, daß ein großes Kirchenfenster auf 15,000 bis 20,000 Mark zu stehen kommt, und daß demgemäß ein großes Fenster in einer modernen Wohnung, selbst bei bescheidenen Ansprüchen an die Glasmalerei, doch immerhin mehrere hundert Mark kostet.

Die unablässig nach Fortschritt und Neuheit strebende Technik, die heute vor Allem darauf ausgeht, praktische Bedürfnisse zu befriedigen, ohne einen hohen künstlerischen Standpunkt zu verlassen, fand aber auch eine Modifikation für die modernen Fenster mit Glasmalerei, indem sie

gelblich-grünes Glas, das sehr lichtdämpfend ist, aber doch freien Durchblick gestattet, mit bunten Glasstücken zusammenfügte und nur in die Mitte der Fenster dekorative bunte Stücke in Malerei hineinsetzte. Ja, sie machte die Sache noch einfacher, sie lieferte nur die Mittelstücke in der Form der sogenannten „Diaphanien“, die nur einen Theil der Fenster verdecken, aber doch, trotzdem sie den Durchblick an den unbedeckten Stellen gewähren, das Licht in wunderbarer Weise dämpfen.



Abend. Von Professor W. Friedrich.

Wer nur einmal ein gut eingerichtetes Zimmer erst mit gewöhnlichen Fenstern und dann mit richtig angebrachten Diaphanien an den gewöhnlichen Fenstern gesehen hat, dem prägt sich der Unterschied für Lebenszeit ein und macht es ihm klar, warum so oft kostbare, prunkvolle Zimmereinrichtungen so gar keinen Eindruck auf ihn machten: die Dämpfung der Beleuchtung fehlte, die sich mit ein paar Diaphanien so bequem und billig hätte erreichen lassen.

Das ist nämlich der Vorzug dieser modernsten Produkte der Glasmalerei, daß sie sehr billig sind, trotzdem sie eine Farbenpracht und eine künstlerische Vollendung besitzen, die man selbst bei den besten Glasmalereien des Mittelalters nicht vorfand. Dabei sind die Farben unvergänglich, die Fenster können in derselben Weise geputzt

und gewaschen werden, wie alle anderen, und auch die Einwirkung der Sonne ist für die Farben in keiner Weise schädlich. Die besten Künstler arbeiten heute für die Fabriken, in denen nach patentirten Verfahren die Diaphanie-Glasbilder hergestellt werden, und unter denen die Firma Grimme & Hempel in Leipzig unbestritten den ersten Rang einnimmt. Die Nachbildungen von verschiedenen Diaphanien, die sie als Hängebilder und Scheiben zum Einsetzen liefert, haben wir beigefügt, um dem Leser eine Vorstellung von der künstle-



Sixtinische Madonna nach Raphael.
Bild mit Kante und Füllung von Kathedralglas.

rischen Art und Weise zu verschaffen. Wie man aus diesen Reproduktionen ersieht, werden die Diaphanien in den vielfältigsten und geschmackvollsten äußerlichen Formen, wie oval, viereckig oder oblong, hergestellt; ihre Befestigungsweise ist eine verschiedene, man kann sie aber auch ganz und gar als geschlossene Fenster verwenden, und nicht nur für Wohnhäuser, sondern auch für Monumentalbauten aller Art.

Die besten deutschen Maler haben die Entwürfe und Bilder dieser Diaphanien geliefert, Landschaften in blendend schöner Ausführung, Allegorien, Genrescenen, historische und biblische Darstellungen, Porträts berühmter Persönlichkeiten, Scenen aus dem häuslichen und dem Familienleben unserer Vorfahren, Sportstücke. Diese Sachen erhält man zum Preise von 6 Mark an, der allerdings bei besonders großen, ganz geschlossenen Fenstern bis auf 175 Mark steigt. Dafür hat man aber eine gediegene Ausführung, ein künstlerisch schönes, wirkungsvolles und dabei unverwüstliches Bild.

Sogar die Porträts von Verwandten und Bekannten kann man für billiges Geld auf diesen Diaphanien in Lebensgröße und außerordentlicher Naturtreue anbringen lassen, indeß möchten wir gerade diese Art der Diaphanie nicht mehr zu denjenigen zählen, die Anspruch auf einen künstlerisch schönen Eindruck machen können. Es gibt sehr wenig Gesichter, die ohne Weiteres ästhetisch oder künstlerisch befriedigen, und wenig charakteristische Gesichter an das Fenster zu hängen, selbst wenn sie lieben Anverwandten angehören, heißt doch die Pietät auf Kosten der Kunst zu weit treiben.

Mannigfaltiges.

Eine sonderbare Parade. — Im Jahre 1833, kurze Zeit nach Antritt seiner Regierung, unternahm der König Ludwig Philipp eine Reise nach der Normandie, um ein aus der Nordsee, wo es gemeinsam mit der englischen Flotte operirt hatte, zurückgekehrtes Geschwader zu inspiziren. Auf der Fahrt dahin wurde u. A. auch in Falaise, der Hauptstadt des Arrondissements Calvados, Station gemacht, und eine Parade über die dort stehende Nationalgarde abgehalten. Da der König und sein Gefolge sehr einfach und ohne großes Gefolge reisten, so mußten die zu derartigen Gelegenheiten erforderlichen Pferde erst durch den Hoffourier besorgt werden, was in dem zu jener Zeit noch revolutionär aufgewühlten Lande mitunter seine Schwierigkeiten hatte. In der Nähe von Falaise aber hatte kürzlich die berühmte Messe von Guibray stattgefunden und es befand sich daher noch ein Cirkus im Orte, der während der Messe dort Vorstellungen gegeben hatte. Die Pferde desselben wurden nun von dem Hoffourier mit Beschlag belegt und für den König und sein Gefolge, zu dem u. A. auch die Marschälle Soult und Gérard gehörten, bestimmt. Die Herren waren nicht unangenehm überrascht, als sie am nächsten Morgen bei der Parade statt der gewohnten Klepper oder Gendarmenpferde eine stattliche Reihe schöner, prächtig aufgezäumter Schimmel vorfanden. Sie stiegen in den Sattel, und die Parade begann. Als der König sich auf den rechten Flügel begab, fing die Musik an zu spielen, und nun geschah etwas, das kein Mensch erwartet hatte. Die stolzen Renner waren ohne Zweifel der Meinung, sie befänden sich in der Manége, und begannen daher jeder seine gewohnten Produktionen auszuführen. Der König, Soult und noch zwei Andere ritten Schulpferde, die

sich sofort zu einer Quadrille vereinigten. Die Reiter zogen die Zügel an, und nun fielen die Pferde in die verschiedenen Gangarten der hohen Schule. Ein anderes Pferd machte Volten über Volten, kurz, es gab eine allgemeine Verwirrung zum großen Erstaunen der Truppen sowohl, wie der Zuschauer, die natürlich von dem Zusammenhange keine Ahnung hatten. Erst als der Hoffourier, dem endlich über den Streich, den er angerichtet hatte, ein Licht aufging, die Musik aufhören ließ, gaben die Pferde sich endlich wieder zur Ruhe. Es dürfte jedenfalls das einzige Mal. gewesen sein, daß ein König mit glänzendem Gefolge öffentlich eine Vorstellung in der höheren Reitkunst gab, und die Geschichte hat noch dazu den Vorzug, buchstäblich wahr zu sein, da der Sohn des Königs, der Prinz von Joinville, welcher der Parade ebenfalls beiwohnte, sie selbst in seinen Erinnerungen erzählt. A. S.

Peter der Große hörte eines Tages wieder von mehreren bedeutenden Diebstählen, die vorgefallen waren. Mit großer Heftigkeit rief er aus: „Bei Gott, das soll ein Ende nehmen!“ Er ließ darauf den Generalprokurator Paul Jwanowitsch Jaguschinsky zu sich kommen. „Schreib!“ sagte Peter, „schreib in meinem Namen, daß fortan ein Jeder, wer es auch sein mag, ohne weitere Untersuchung und Spruch gehängt wird, der auch nur so viel stiehlt, als ein Strick zum Hängen kostet!“

Der Generalprokurator hatte bereits die Feder in der Hand, sprach aber jetzt höchst erschrocken: „Väterchen, bedenk die Folgen eines solchen Ukas!“

„Schreib,“ schrie ihn der Zar an, „wie ich Dir geboten!“

Jaguschinsky schrieb aber trotzdem nicht, sondern entgegnete: „Aber, Väterchen Zar, willst Du denn Herrscher sein ohne Diener und Unterthanen? Wir stehlen ja doch Alle, nur Einer offener, der Andere versteckter!“

Peter kam aus dem Grimm in's Lachen, sah sich um und sagte: „Nun freilich, Alle kann ich nicht hängen lassen!“ und wiederholte seinen Befehl nicht weiter. M. L-t.

Das Weinen der Thiere. — Die Thiere besitzen alle Apparate zum Weinen, wie sie auch die physischen Bedingungen zum Lachen besitzen. Der Hund, das Pferd, der Elephant, der Bär, die Ratte,

der Esel, das Maulthier, verschiedene Hirsche, Affen, Rind, Kameel und Giraffe vergießen Thränen, wenn sie bekümmert sind. Affen weinen bei Kränkung und getäuschter Erwartung; der Hirsch, wenn er seinen Verfolgern nicht mehr entrinnen kann. Frau Burton erzählt, sie habe in der syrischen Wüste Thränen an den Wangen durstiger Kameele herabrollen sehen. Ein Maulthier, das durch einen zweizölligen Nagel an seinem Fuße lahm geworden, zeigte ein Gesicht, auf dem sich Schmerz und Verzweiflung malten, und Thränen entströmten seinen Augen. Livingstone erzählt von einem Sokoaffen, der, wenn er nicht gleich einem Kinde auf den Arm genommen wurde, sobald er es wünschte, in das bitterste menschenähnliche Weinen ausbrach. Dr. Boerlage schoß in Java eine Aeffin vom Baum. Ihr Junges im Arm haltend, fiel sie herunter und starb weinend. Eine von einem Büchsenschuß verwundete Giraffe fand man ebenfalls mit Thränen in ihren dunkeln Augen. Gordon Cumming spricht von großen Thränen, die den Augen eines sterbenden Elephanten entfielen.

—dn—

General Seidlitz. — In der Schlacht bei Zorndorf kommandirte der berühmte preußische General v. Seidlitz den linken Flügel der Kavallerie. Nach dem ersten Angriff blieb er stehen, um einen besseren Augenblick abzuwarten. Friedrich II., der sich auf dem rechten Flügel befand, ließ ihm einige Male befehlen, anzugreifen, und am Ende hinzufügen: daß er, wenn die Sache nicht gut ausfiele, mit seinem Kopfe dafür haften müsse. Der unerschrockene Seidlitz ließ ihm antworten: „Nach der Schlacht steht Seiner Majestät mein Kopf zu Befehl; aber während derselben brauche ich ihn höchst nothwendig." H. Th.

Ein Kolossalkreuz. — Das größte Denkmal in Form eines Kreuzes dürfte unstreitig der Golden Gate Park zu San Francisco in Kalifornien aufweisen. An dem Platze, wo es steht, wurde im Jahre 1597 der erste christliche Gottesdienst in jenem Theile der Neuen Welt abgehalten. Das Kreuz selbst ist 17½ Meter hoch und ruht auf einem viereckigen Unterbau der 2 Meter hoch ist und 5 Meter im Quadrat mißt. Seine vier Arme haben das respektable Gewicht von mehr als 1900 Centnern und bestehen aus einzelnen in der That riesenhaften Steinen. O. v. B.

Kurzer Prozeß. — Hafiz Ali, Pascha von Piddir zur Zeit Selim's III., besiegte mohammedanische Rebellen und ließ, nachdem diesen die Köpfe abgeschnitten waren, einige Säcke damit anfüllen, um sie dem regierenden Sultan zu schicken. Aus Versehen hatte sein Geheimschreiber in dem Bericht, welcher dieses kostbare Geschenk begleiten sollte, 628 Köpfe angegeben, während die Säcke nur 594 enthielten. Um nun den Bericht nicht ändern zu müssen, beorderte Hafiz Ali eine Anzahl Soldaten auf die Straße, wo sie 34 Christen (die sich durch ihre Kleidung auszeichneten) aufzugreifen Befehl erhielten. Denselben wurden dann ohne Weiteres die Köpfe abgeschnitten und diese in die Säcke gesteckt, so daß nunmehr die richtige Anzahl Köpfe die Reise nach Stambul antrat.

M. L—l.

Sonderbare Lückenbüßer. — Als im Jahre 1712 in England die erste Steuer auf Zeitungen gelegt wurde, verminderte sich der Absatz des „Spectator" um die Hälfte. Im Jahre 1750 stand es so schlimm mit den englischen Zeitschriften, daß die Verleger, um die gehörige Seitenzahl mit billigem Material auszufüllen, zur Bibel griffen, und, mit dem ersten Buche Moses anfangend, wöchentlich ein Kapitel erscheinen ließen, bis sie damit durch waren.

C. K.

Aufklärung. — Auf dem Wege nach Monte Carlo reisten einst zwei Reisende zusammen; der Eine von ihnen war Rubinstein, der jüngst verstorbene berühmte Komponist.

„Werden Sie ein bischen in Monte Carlo spielen," fragt der Zweite Herrn Rubinstein.

„Ein bischen? Ich werde dort nichts thun als spielen, täglich zweimal," antwortete der Komponist und Klaviervirtuose.

„Um des Himmels willen! So oft?"

„Jawohl; es ist mein Geschäft."

„Was; Spielen ist Ihre Profession?"

„Gewiß; und ich gewinne stets."

„Ah, dann möchte ich Ihr System kennen lernen."

„Gewiß will ich Sie damit bekannt machen, wenn Sie sich die Mühe nehmen, mich zu besuchen. Ich bin nämlich Pianist — mein Name ist Rubinstein."

—bn—